

In memoriam: Willy Brandt

(Seite 3)



MECKLENBURGER AUFBRUCH

Unabhängige Wochenzeitung · 3. Jahrgang · Nr. 41/42 · 16. Oktober 1992 · 1,00 DM

2F 8971C

Interview: Ignatz Bubis Seite 2	Behinderte integrieren Seite 4	Treuhand in Turbulenzen Seite 5	Kalenderblatt: Peter Bamm Seite 6	Günter Grass zum 65. Seite 7	Ozonloch, na und... Seite 8
-----------------------------------------------	----------------------------------------------	-----------------------------------------------	-------------------------------------------------	--------------------------------------------	-------------------------------------------

Nach dem Fest

Das Fest des Jahres in Schwerin ist überstanden. Allgemeines Aufatmen: Vom Gottesdienst bis zur Lasershow, alles klappte wie am Schnürchen, sogar der Verzicht auf ein Feuerwerk ließ sich gut vermarkten - der Osten spart...

Ein Novum war zu registrieren: Auch auf mecklenburg-vorpommerschen Boden kann die Polizei schnell und effektiv zupacken. Den Besucher begrüßte schon meilenweit im Voraus der Festtagsschmuck, jenes berühmte gewordene geflickte deutsche Herz. Und dann ein Schild: Die Innenstadt ist gesperrt! Die Bannmeile war sicherheitshalber weiträumig angelegt. Man weiß ja nie...

Die Stäbe für eine eventuell einzuplanende Störung waren auf alles vorbereitet, sogar die Gullies sollen vorsorglich zugeschweißt worden sein. So wurde eine vergleichsweise kleine Gruppe sogenannter Autonome, die den Kanzler mit Eiern versuchten zu treffen, auch dem Arbeitsminister zu nahe treten wollten, schnell, entschlossen und behend "einkassiert". Ein paar Fahnen hoch und ein paar Trillerpfeifen in den Mund oder ein paar Tücher vors Gesicht - also dringender Handlungsbedarf. Die Ordnungsmacht ließ sich nicht zweimal bitten, hatte man doch auf solche Querulanten gerade gewartet, wie es schien. Einkreisen, festnehmen und für ein paar Stunden aus dem Verkehr ziehen. Zack, zack. Daß dabei auch eine ganze Reihe staunender Schweriner Oberschüler mitverhaftet wurde, fällt nicht ins Gewicht. Der feine Unterschied: Bei einem Jugendlichen aus der linken Szene ist ein beliebiger Straftatbestand automatisch erfüllt, bei einem Jugendlichen mit einer angezündeten Bezinflasche in der Hand vor einem Asylantenheim nicht. Dem muß man erst nachweisen, daß er diese Flasche auch wirklich gegen das Heim werfen wollte und sie nicht aus den Händen fallen ließ, weil sie ihm zu heiß war.

Nun kann es auch nach Mecklenburger Art heißen: Ein paar Stunden bei der Polizei hat noch keinem geschadet.

Übrigens ließ der Staatssekretär im Bonner Innenministerium Lintner (CSU) vernehmen, es sei eine falsche Annahme gewesen, daß in Rostock-Lichtenhagen kürzlich Linke und Rechte gemeinsame Sache gemacht hätten. Man sei anfangs davon ausgegangen, denn Gewalt komme in der Regel von links.

Apropos Mecklenburger Art: Auf die haben sich unsere Landespolitiker bei ihrer jüngsten Asyldebatte erinnert. Nach einer hitzigen Debatte darüber, ob ein Zitat von Ignatz Bubis in eine von CDU, F.D.P. und SPD vorbereiteten Erklärung eingefügt werden kann, auch wenn es von der LL/PDS angeregt worden sei, zer-

stritt man sich so heillos, daß am Ende die Gräben zwischen Opposition und Koalition eher tiefer waren als vor dem Versuch von Gemeinsamkeit. Auch das ist wohl Mecklenburger Art.

Immerhin: Es gibt jetzt eine Erklärung des Landtags, in der die Gewalt auf unseren Straßen "auf das Schärfste" verurteilt wird. In dieser Erklärung steht dann dieser Satz: "Es entspricht der besten Tradition Mecklenburg-Vorpommerns, ein weltoffenes und tolerantes Land zu sein." Nanu? Solche Tradition gab es hier eigentlich selten. Weltoffen und ausländerfreundlich? Die Menschen sind hier eher gegangen, als daß sie kamen. Alle Fremden waren hier suspekt. Die Flüchtlinge nach dem Krieg haben diese Tradition gespürt.

Wir haben keine Tradition von Weltoffenheit. Das gehört in die ersten Stunden der "Demokratieschule", in die wir samt unserem Ministerpräsidenten seit gut zwei Jahren gehen. Solche Erkenntnis wäre gute Mecklenburger Art.

Ein zweiter Satz macht betroffen, weil hier Wirklichkeitsverlust deutlich wird: "Die Geschichte lehrt uns: Gewalt gegen Minderheiten, der wir nicht energisch begegnen, wird zur Gewalt gegen uns alle." Da braucht doch das hohe Haus nicht mehr die Geschichte zu bemühen. Im real existierenden Alltag findet diese Gewalt gegen uns alle bereits statt. Da, wo Neonazis ihre furchterregenden Aufmärsche unter Polizeischutz, wie in Dresden, durchführen können, weil bei Gericht keine akute Gefahr nachgewiesen werden kann. Sie findet statt, wenn darüber diskutiert wird, ob der ausgestreckte Grußarm an braune Zeiten erinnert oder nicht. (Da gab es mal vor Jahren ein Strafverfahren, weil jemand mit FDJ-Hemd in Bayern auf die Straße ging.) Sie findet statt, wenn sich Menschen nicht mehr auf die Straßen trauen, wenn ausgewachsene Männer beim Anblick von ein paar Skins eine neue Diktatur herbeifürchten, und das endet in der hohen Akzeptanz von Gewalt als Mittel der Auseinandersetzung in den Schulen. - Gewalt gegen Minderheiten ist Gewalt gegen uns alle.

Bis heute hat es in Deutschland kein Aufstehen gegen diese Gewalt gegeben. Das Volk und seine gewählten Vertreter waren an einem Tag im Herbst in Schwerin guter Stimmung beieinander, auch an diesem Tag kein solches Zeichen. Fast wäre es zu zaghaftem Glockengeläut und einer Schweigeminute gekommen. Doch aus lauter Angst, das könnte jemand falsch verstehen, fand die Bitte einiger Pastoren der Stadt in den eigenen Reihen kein Gehör. Nicht einmal das.

R. Marquardt



Mühle in Ruchow

Foto: Rainer Cordes

Verstrickt

Antisemitismus in Deutschland? Das durfte es gar nicht geben, die letzten Paarundvierzig Jahre. Und jedesmal, wenn Friedhofs-Schändungen und verbale Entgleisungen deutlich werden ließen, daß es das doch gibt, währte die Irritation nur kurz, - kann ja mal vorkommen, alkoholisierte Einzeltäter, Menschen, die sich beim Sprechen offener Worte ein bißchen vergaloppiert haben. Und die DDR hatte per definitionem sowieso nichts damit zu tun.

Die wenigen Bürger der Bundesrepublik jüdischen Glaubens haben wieder Angst um ihr Leben in Deutschland: Nicht nur, daß sie sich mitgemeint fühlen, wenn Asylbewerber-Unterkünfte in Brand gesetzt und deren Bewohner vertrieben werden; sie sehen sich bedroht von der neuen, alten Alltäglichkeit des anti-jüdischen Vorurteils und der Seltenheit des überzeugten und überzeugenden Widerspruchs. Nicht nur der Kanzler der späten Geburt, auch sein Volk ist von geringer Einsicht darin, daß sich die Vergangenheit durch Vergessen nicht bewältigen läßt: Die Haßausbrüche zeugen auch von Hilflosigkeit in einer gelegneten Verstrickung. Die meisten Deutschen wollen sich nicht eingestehen, wie schmerzlich ihnen der eigene furchtbare Anteil an der jüdisch-deutschen Geschichte im Gemüt liegt. Das ist tragisch für das Volk der Opfer wie für das der Täter.

Michael Will

Die Katze beißt sich in den Schwanz

Der ökonomische Eurozentrismus trifft die Dritte Welt am meisten

Da war es dem Weltbank-Direktor Ernest Stern zu bunt: Am Vorabend der Jahrestagung von Internationalem Währungsfonds (IWF) und Weltbank warf er den Ländern der Europäischen Gemeinschaft vor, ihre Probleme "auf den Rücken der ärmsten Länder" auszutragen. Immer noch sei ungeklärt, ob die Industrieländer ihre Zahlungen an die Internationale Entwicklungsagentur (IDA), die besonders zinsgünstige Kredite an Länder der Dritten Welt vergibt, auch im kommenden Geschäftsjahr im bisherigen Umfang fortsetzen.

Auch der von Weltbank-Präsident Preston vorgeschlagene und noch auf dem Umweltgipfel von Rio de Janeiro allgemein begrüßte Sonderfonds zur Finanzierung von Umweltprojekten in der Dritten Welt drohe am Fehlen von Geld zu scheitern.

Dadurch, daß die westeuropäischen Länder angesichts der nach dem Zusammenbruch des Ostblocks über sie hereingebrochenen ökonomischen und politischen Schwierigkeiten einen wachsenden Eurozentrismus pflegen, gerät die verzweifelte Lage der ärmsten Länder der südlichen Halbkugel immer mehr aus dem Blick. Die Europäer begrün-

den ihr Verhalten vor allem mit dem Argument, nur ein intaktes und prosperierendes Wirtschafts- und Finanzgefüge der Industrieländer könne die Voraussetzungen für langfristig wirksame Hilfe für die in Armut und Krieg versinkenden Völker des Südens schaffen. "First things first", - wer alles auf einmal machen will, macht gar nichts", so der SPD-Politiker Egon Bahr dazu gegenüber unserer Zeitung.

Bahr, wie die meisten anderen, die so denken, geht dabei von zwei Voraussetzungen aus, die - vorsichtig ausgedrückt - durchaus nicht zu stimmen brauchen: Von der Reparaturfähigkeit der bisherigen ökonomisch-politischen europäischen und Welt-Ordnung und davon, daß während der Zeit, die der Reparaturversuch in Anspruch nimmt, der Rest der Welt nicht in Chaos, Not und blinder Aggression zusammenbricht. Kritiker halten den Verfechtern der Abgrenzungs-Politik, wie sie gegenwärtig nahezu sämtliche Industrieländer mehr oder minder offen betreiben, denn auch entgegen, es gehe nicht nur um die moralische Forderung nach Solidarität mit den Schwachen, sondern darum, daß rationale Krisenbewältigung heute nur

noch in einem Alle einbeziehenden neuen Gesamt-Rahmen möglich sei.

Das rigorose Festhalten an den altbekannten Strukturen und Mechanismen der Weltwirtschaftsordnung findet seinen Niederschlag darin, daß die Industrienationen und mit ihnen die Ökonomen des IWF bereits von der bevorstehenden Überwindung der Schuldenkrise der Dritt-Welt-Länder sprechen, obwohl die Ärmsten der betroffenen Staaten dabei weitgehend außen vor geblieben sind. Auf Skepsis stößt der Optimismus des IWF auch bei der Welthandels- und Entwicklungsorganisation (UNCTAD) in Genf, die in ihrem jüngsten Jahresbericht darauf verweist, daß 97 Prozent aller neuen Finanzzuflüsse an Entwicklungsländer im vergangenen Jahr den Ländern Argentinien, Brasilien, Mexiko, Venezuela, Indien, Indonesien, Malaysia und Südkorea zukamen, also den Reichen unter den Armen. Und den deprimierenden Hintergrund zu den Erfolgs-Meldungen von der Schulden-Front bildet der Umstand, daß an den die meisten rohstoff-exportierenden Länder im Desaster festnagelnden Welthandelsbedingungen nicht ernsthaft gerüttelt wird. Derweilen bleibt der Umfang der EGAufwendungen für die ärmsten Ent-

wicklungsländer, die die sogenannte G-24-Gruppe bilden, nicht mehr als eine klägliche Marginalie mit schrumpfender Tendenz.

Doch selbst bei der Weltbank, deren Sprecher Ernest Stern das Hohe Lied der Nord-Süd-Solidarität angestimmt hat, ist nicht alles Gold, was glänzt: Wie jetzt bekannt wurde, können 65 Milliarden Dollar Kreditgelder für insgesamt mehr als 1 800 Entwicklungsprojekte in Dritt-Welt-Ländern nicht ausgezahlt werden. Es fehle der Tätigkeit der Weltbank-Mitarbeiter an Effizienz, heißt es in einer dazu veröffentlichten Studie. Überdies seien viele Entwicklungsländer infolge der ihnen vor allem vom Internationalen Währungsfonds (IWF) verordneten Strukturanspassungsprogramme außerstande, ihre Anteile an den Projekten zu bestreiten, - sie nehmen die geforderten drastischen Kürzungen in ihren öffentlichen Haushalten vor - und sind dann nicht einmal in der Lage, den zur Besserung ihrer Lage konzipierten Aufbau-Programmen ins Leben zu helfen. Die Katze beißt sich in den Schwanz. Aber es wäre naiv anzunehmen, daß sie auf Dauer niemanden sonst zwicken wird.

Franz Maag

Politik

„Für Rechtsextreme sind die Juden Fremde“

Interview mit Ignatz Bubis, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland

Haben Sie mit der gegenwärtigen Zuspitzung von Ausländerfeindlichkeit und Fremdenhaß in Deutschland vorher gerechnet?

Nein. Daß es so kommen würde, habe ich bis Hoyerswerda nicht vorausgesehen. Danach allerdings habe ich eine solche Entwicklung befürchtet, - allerdings weniger wegen der Vorfälle selbst als wegen der staatlichen Reaktion darauf: Man hat die Täter nach der Personalienfeststellung wieder freigelassen, während zur gleichen Zeit die Asylbewerber wunschgemäß evakuiert wurden. Das mußte bei den Gewalttätigen als Bestärkung und Ermunterung verstanden werden: Aha, wir brauchen bloß Krawall zu machen, schon kommt es zu Änderungen in unserem Sinn.

Hat das starke Aufkommen von Rassismus und Intoleranz etwas mit der Wiedervereinigung zu tun?

Nein, ich glaube das nicht. Skinheads ebenso wie vergleichbare Vorfälle hatten wir im Westen vorher auch schon, wenn auch nicht in diesem Umfang. Nach den ersten Krawallen im Osten hat es allerdings eine Art Gewalt-Tourismus westlicher Jugendlichen in die neuen Länder gegeben, - man sah im Osten ganz einfach einen besseren Boden als im Westen, wo man den Gewalttätigen schärfer entgegengetreten ist und konsequentere Gegenmaßnahmen ergriffen hat.

Sie haben sich wiederholt entschieden für eine unveränderte Beibehaltung des Asylrechts gewährleistenden Grundgesetz-Artikels 16 eingesetzt. Ist das aber nicht auch eine Art Fetisch? Wäre es nicht politisch vernünftiger, die Emotionen mit einer maßvollen Einengung des Rechts auf Asyl zu dämpfen und den Realitäten mit einem Einwanderungsgesetz Rechnung zu tragen?

Ich habe immer wieder zwei Begründungen für eine uneingeschränkte Beibehaltung gegeben, zu denen ich weiterhin stehe: Zum einen würden sämtliche vorgeschlagenen Änderungen nichts an der massiven Zuwanderung ändern; und zum anderen ist das Grundrecht auf politisches Asyl ein zu hohes Gut, um es so leichtfertig aufzugeben. Nachdem die Diskussion um den Artikel 16 jahrelang vor sich hingeleiert ist, wäre es verhängnisvoll, ihn ausgerechnet jetzt unter dem Druck der Straße zu ändern. Und selbst wenn es stichhaltige Gründe in der Sache gäbe: Der Zeitpunkt wäre der denkbar falscheste, - zuerst muß man die Gewalt in den Griff bekommen.

Auch ich bin gegen Asylmißbrauch und strebe kein unbedingtes Niederlassungs-Recht an

für jeden, der aus egal welchen Gründen kommt. Es müssen Wege gefunden werden, Mißbrauch so weitgehend wie möglich auszuschließen. Aber es ist ein Un-



ding, jetzt Asyl zu diskutieren, statt mit allen rechtstaatlichen Mitteln gegen Gewalttäter vorzugehen: Der angebliche Hauptschauplatz „Asyl-Diskussion“ müßte eigentlich der Nebenschauplatz sein - und die Auseinandersetzung um rechtsstaatliches Bewußtsein und gesellschaftliche Toleranz statt dessen in den Mittelpunkt rücken.

Wie viel oder wie wenig hat die gegenwärtige Gewalt-Welle mit Antisemitismus zu tun?

Gewalt gegen Ausländer und Fremdenfeindlichkeit haben immer etwas mit Antisemitismus zu tun. Ob Afghanen, Türken oder Juden, - für die Rechtsextremen ist das ein und dasselbe. Im Bewußtsein der für solches Denken anfälligen Menschen sind die Bürger jüdischen Glaubens sowieso Fremde. Die Juden leben nicht in weithin als solche bekannten Unterkünften wie die Asylbewerber; nur deshalb sind sie noch nicht Opfer von Mordanschlägen geworden. In den neuen Bundesländern hat es im übrigen bereits vereinzelt Übergriffe auf Unterkünfte von jüdischen Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion gegeben.

Hat der Antisemitismus in Deutschland eine neue, bedrohlichere Qualität erreicht?

Nein, er fällt jetzt nur mehr auf. Wir hatten in den vergangenen Jahren viele hundert Friedhofschändungen. Der Haß auf die Juden gehört für die Rechtsradikalen eben seit jeher dazu.

Wenn das Gespräch auf das Verhältnis von Juden und Deutschen kommt, verwehren sich besonders junge Leute in Deutschland oft fast aggressiv

dagegen, sich mit den deutschen Verbrechen auseinanderzusetzen. Während der Holocaust also für die Juden über die Generationen hinweg gegenwärtig geblieben ist, suchen die Deutschen ihn verzweifelt zu verdrängen. In welcher Beziehung steht diese Verdrängung zu den neuerlichen antisemitischen Haßausbrüchen?

Zunächst: Niemand bezichtigt die jungen Leute einer unmittelbaren Schuld. Schuld ist immer etwas Individuelles. Gleichwohl kann man aber eine Zukunft nicht gestalten, ohne der Vergangenheit zu gedenken. Niemand erwartet von jungen Deutschen, in Sack und Asche zu gehen; sie müssen sich nur ihrer Geschichte bewußt sein.

Wir sind - besonders im Westen - zu einer Anspruchs- und Freizeitgesellschaft geworden, in der alles Unangenehme weggedrängt wird. Im Vordergrund stehen die Freizeitgestaltung und allenfalls noch die 35-Stunden-Woche. Schlimm ist die enorme Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Asylbewerber, denen es ja in jedem Fall schlecht geht, gleichgültig, ob sie nun politische Asyl-Gründe geltend machen können oder nicht. Wie man mit den Menschen umgeht, ist doch entscheidend.

Nachdem vor einigen Jahren in Frankreich ein jüdischer Friedhof geschändet worden war, fand wenige Tage darauf in Paris eine Demonstration mit Staatspräsident Mitterrand an der Spitze statt, an der über eine Million Menschen teilgenommen haben. Wie beurteilen Sie, daß es Vergleichbares in Deutschland bisher nicht gegeben hat?

Daß Parteien, Kirchen und Gewerkschaften nicht sofort so etwas organisiert haben, ist mehr als nur ein Fehler. Die rassistischen Ausschreitungen werden von nahezu allen Seiten zwar verurteilt, aber zugleich wird die Diskussion über das Asylrecht für taktische politische Zwecke benutzt: Man ist vollauf damit beschäftigt, dem jeweils anderen die Schuld zuzuschreiben. Es wird von allen Parteien versucht, in der gegenwärtigen Situation damit Politik zu machen. Und das ist falsch. Uerst muß die Gewalt bekämpft werden, und erst danach kann man in Ruhe und ohne Druck über alles andere diskutieren.

Interview: Michael Will

Vor verschlossener Grenze

Die Asylrechts-Änderung löst die Probleme der Deutschen nicht und vergrößert die der Flüchtlinge

Lion Feuchtwanger, der Ende der Dreißiger Jahre im Zwischenasyl in Südfrankreich gefangen saß, blieb eine legale Ausreise verwehrt. Im fehlte eine Ausreisegenehmigung, die er sich nicht beschaffen konnte. So mußte Feuchtwanger, um den Nationalsozialisten zu entkommen, illegal zu Fuß über die Pyrenäen gehen. Er beschreibt die Lage eines Flüchtlings im Zwanzigsten Jahrhundert so: „Wer sein Leben als Bewohner eines Landes verbringt, das niemals durch innere Wirren, Krieg, Besetzung erschüttert worden ist, der weiß nicht, welche Rolle ein Identitätspapier, ein Stempel im Leben eines Menschen spielen kann. Es ist gewöhnlich ein lächerliches Stück Papier, einem solchen Stempel nach. Wie viele tausend Listen, wie viel Geld, Nerven, Leben werden aufgewendet von vielen tausend Menschen, um solch einen Stempel zu erjagen. Wie viele Schwindler leben davon, daß sie solche Stempel und Papiere illegal beschaffen. Wieviel Glück und wieviel Unglück hat der berechtigte und unberechtigte Besitzer solchen Papiers zur Folge.“

Achthunderttausend Emigranten aus dem Deutschen Reich fanden in den Jahren 1933 bis 45 Asyl in anderen Staaten. Doch wie viele standen auch vor verschlossenen Grenzen und wurden ihren Verfolgern ausgeliefert. Mit diesem Hintergrund schufen die Väter des Grundgesetzes diesen eindeutigen, kurzen Satz im Grundrechtskatalog der Verfassung. Freigebig mußte und wollte man mit der Aufnahme von politisch verfolgten Menschen sein, - es ging um das Ansehen des neu entstehenden Staates in der durch deutsche Schuld vielerorts verwüsteten Welt. Vor allem aber wollte man nicht die Fehler der anderen Staaten wiederholen. Der CDU-Abgeordnete Dr. von Mangoldt drückte das im Parlamentarischen Rat so aus: „Ich brauche hier nur darauf hinzuweisen, wenn wir irgendeine Einschränkung aufnehmen würden, wenn wir irgend etwas aufnehmen würden, um die Voraussetzungen für die Gewährung des Asylrechts festzulegen, dann müßte an der Grenze eine Prüfung durch die Grenzorgane vorgenommen werden. Dadurch würde die ganze Vorschrift völlig wertlos. ... Wir haben unsere Erfahrungen aus dem Krieg.“

Die meisten der heute Lebenden und auch die meisten Politiker, die ja endgültig über eine Beschränkung des Grundrechts auf Asyl zu entscheiden haben, haben diese Erfahrungen aus dem Krieg nicht mehr. Aber wo sind unsere Erfahrungen aus dem Kalten Krieg geblieben? Hatte denn

nicht fast jeder einen Menschen aus seinem Umkreis als Flüchtling verloren, einen guten Freund oder gar einen Familienangehörigen, der in den Westen gegangen war. Wie schlimm war es, wenn einer ging! Wie traurig, zornig waren wir, wenn hier auf dieser Seite wieder einer weniger war, der hätte versuchen können zu widerstehen. Doch warum sie gingen, das wußten wir. Auf einen Nenner gebracht: Sie hielten es nicht mehr aus! Und wenn jemand über die Grenze floh und es schaffte, war man froh, daß er es überlebte.

Es sind auf der Welt zur Zeit zwischen 15 und 20 Millionen Menschen auf der Flucht, so viel wie die gesamte DDR Einwohner hatte; auf der Flucht vor Krieg oder Bürgerkrieg, vor politischer Verfolgung, Umweltkatastrophen, Hunger. Ein kleiner Teil, vielleicht 7 Prozent, kommen nach Europa, in die reichen Länder, nun auch zu uns. Natürlich werden darunter auch Menschen sein, die von den günstigen Sozialleistungen in Deutschland profitieren wollen. Doch die meisten kommen aus bitterster Not. Und bei uns erfahren sie dann die „Schokoladenseite“ des Wohlstands: Den untersten Satz der Sozialhilfe, das Leben in Containern und Lagern, ein sich oft über Jahre hinziehendes Asylverfahren und dazu Ablehnung und Unfreundlichkeit und Steine und Brandsätze. Hier in Deutschland, wo die Flüchtlinge Asyl suchen, müssen sie wieder fliehen vor blinden und brutalen Kurzgeschorenen mit Steinen in den Händen.

Die Zahl der Asylsuchenden, die nach Deutschland kommen, stieg in den letzten Jahren permanent. 1990 kamen noch 190.000, 1991 waren es schon 250.000 Asylbewerber, und bis August dieses Jahres sind es schon über 270.000. Das ist natürlich schwer für ein Land zu verkraften, das gerade dabei ist, die wirtschaftlich darniederliegende ehemalige DDR auf West-Niveau zu bringen. Doch nach dem Krieg hat die damals wirklich arme Bundesrepublik mehr als zehn Millionen Flüchtlinge aufnehmen können, und das arme Pakistan hat in den letzten Jahren zwischen drei und vier Millionen Menschen Zuflucht gegeben.

1991 hat das Bundesamt für die Anerkennung politischer Flüchtlinge in Zirndorf, das weit unterbesetzt ist und oftmals für die Bearbeitung eines einzigen Falles Jahre gebraucht hat, 7 Prozent als politische Flüchtlinge anerkannt, weitere 8 Prozent erhielten ihre Anerkennung vor Gericht, und 30 bis 40 Prozent erhielten ein Bleiberecht u. a. aufgrund der Genfer Flüchtlingskonvention. Also ist es falsch, von einem 90 oder gar 95prozentigen Asylmißbrauch zu sprechen. Als „offensichtlich unbegründet“ werden nur ein Drittel aller Fälle abgelehnt.

In der evangelischen Wochenzeitung „Die Kirche“ fand ich

kürzlich eine von zwei Aachener Rechtsanwältinnen zusammengestellte Liste von zehn Asylbewerbern, deren Anträge abgelehnt wurden: Da war der Kriegsdienstverweigerer aus dem Irak, der den Krieg von Saddam Hussein nicht mitmachen wollte, die tamilische Mutter aus Sri Lanka, der man die Kinder aus dem Arm geschossen hat und die anschließend vergewaltigt wurde, die iranische Frau, die wegen Ehebruch gesteinigt werden sollte oder der Vietnamese, der nach zehn Aufhalten in Umerziehungslagern noch immer nicht „dazugelernt“ hat. Da von massenhaftem Mißbrauch des Asylrechts zu sprechen ist grob falsch und erniedrigt die Flüchtlinge ein weiteres Mal.

Der deutsche Generalsekretär von Amnesty International drückte dieses Problem des sogenannten „Asylmißbrauchs“ am Tag des Flüchtlings, am 2. Oktober 1992, so aus: „Wer vor Gericht geht und einen Prozeß verliert, hat deshalb nicht die Justiz mißbraucht“ und die schlecht organisierte Bearbeitung von Asylanträgen sei kein Grund „von Gastfreundschaft Abschied zu nehmen“. Solange es laut Amnesty International in mindestens 65 Staaten gewaltlose politische Gefangene gibt, in 104 Staaten Gefangene gefoltert und mißhandelt werden, in mindestens 45 Staaten Hinrichtungen ohne Gerichtsverfahren stattfinden und in 26 Staaten politisch mißliebige Personen einfach „verschwinden“, muß das Hauptanliegen die Beseitigung der Fluchtursachen in diesen Ländern sein.

Eine Grundgesetzänderung würde aber nichts an den Fluchtursachen ändern, - ebensowenig wie eine Liste sogenannter verfolgungsfreier Staaten, auf der zum Beispiel auch Sri Lanka oder Somalia auftauchen, also Länder in denen beträchtliche Menschenrechtsverletzungen nachgewiesen sind. Deutschland würde sich so verhalten wie die Länder, deren Grenzen für deutsche Emigranten verschlossen geblieben sind. Selbst wenn das Grundrecht auf Asyl mißbraucht wird, wäre es fatal, es deshalb abzuschaffen: Wenn man mit jedem Recht, das mißbraucht wird, ebenso verführe, gäbe es nur noch wenige Rechte in unserem Land.

Eine Lösung wird schwer zu finden sein. Aber eine neue Mauer dürfen wir nicht bauen, nicht um Deutschland und auch nicht um Europa.

Michael Boll

Zwangsarbeiterinnen fordern Recht

Politik geht vor Recht. Diesen Eindruck muß derjenige erhalten, der sich mit der Frage der Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter während des „Dritten Reiches“ beschäftigt. Deshalb lassen unsere Politiker in der Regel auch wohlweislich die Finger von diesem Thema - sie würden erkennen, wie kläglich sie mit den Opfern der Gewaltherrschaft umgehen.

Doch alles Schweigen hilft nichts, das Thema wird in den nächsten Wochen das eine oder andere Mal in die Öffentlichkeit gelangen - um dann wieder ganz schnell aus dem Blickfeld zu verschwinden. Ebenso wie die Überlebenden der ehemaligen Zwangsarbeiter vor allem aus den osteuropäischen Ländern, die vermutlich ohne jegliche Entschädigungszahlung sterben werden. Das leidige Problem hätte sich dann zur Beruhigung besorgter Politiker endgültig erledigt.

Für die derzeitige und wahrscheinlich kurzfristige Aktualität

des Themas sorgen drei ehemalige Zwangsarbeiterinnen, die derzeit vor dem Bremer Landgericht eine Entschädigung einklagen. Für ihre Verschleppung in das Vernichtungslager Auschwitz und ihrem anschließenden Zwangsdienst in der Hansestadt Bremen, wo sie bei der Beseitigung der Bombenschäden eingesetzt wurden, fordern sie von der Bundesrepublik eine symbolische Zahlung von jeweils 15 000 Mark.

Über die menschenfeindliche Arbeit, die miserable Versorgung und Unterbringung werden die drei Frauen den Bremer Richtern ausreichend berichten können. Solche Schilderungen der vielen Millionen Ausländer, die die Deutschen in ihr Reich verschleppten, gleichen sich zumindest an einem Punkt, nämlich der grausamen Bestimmung der Verschleppten. Sie sollten die deutsche Industrie mit ihrer Arbeitskraft retten, der Tod der Zwangsarbeiter wurde dabei in Kauf genommen.

Entschädigt für ihre Qualen wurden die allerwenigsten. An einige westeuropäische Länder zahlte die alte Bundesrepublik, doch die europäischen Staaten, aus denen die meisten Zwangsarbeiter kamen, gingen leer aus. Klagen einzelner Betroffener wurden mit dem Hinweis auf das Londoner Schuldenabkommen von 1953 abgewiesen.

Dieser Vertrag sichert der ehemaligen Bundesrepublik zu, daß ausländische NS-Opfer bis zu endgültigen Regelung der Reparationsfrage nicht entschädigt zu werden brauchen. Der Bundesgerichtshof sorgte mit seinen Auslegungen dafür, daß ehemalige Zwangsarbeiter leer ausgehen mußten: Weil das Londoner Abkommen die Wirtschaft der ehemaligen Bundesrepublik schützen sollte, könnten nicht gezahlte Löhne für KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter nicht eingefordert werden.

Als sich daraufhin viele der Opfer an ihre damaligen „Arbeitgeber“, die großen deutschen Indu-

strienternehmen wandten, die es in der florierenden Republik schnell wieder zu Millionen und Milliarden gebracht hatten, erweiterten die Richter ihre Interpretation noch: Die Unternehmen hätten im Auftrage des Reiches gehandelt, Forderungen an die Firmen seien somit Forderungen an den Staat und deshalb ebenso abzulehnen.

Alle bisherigen Bundesregierungen haben im eigenen Interesse und im Interesse der großen Unternehmen die Auslegung des Londoner Abkommens sorgfältig hochgehalten. Als nach der deutschen Vereinigung und der damit erlangten Souveränität Fragen der Entschädigung erneut aufkamen, wurde politisch gehandelt: Kanzler Kohl verknüpfte die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze an die Rücknahme der Entschädigungsforderungen polnischer KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter (erst später wurde eine Stiftung für die

Opfer mit 500 Millionen Mark ausgestattet).

Mit List und juristischer Professionalität, mit wirtschaftlicher Macht und politischen Kalkül umschiffte die Bundesrepublik seit Jahrzehnten die Entschädigung der Zwangsarbeiter. Millionen von ihnen sind gestorben oder werden noch sterben, ohne ein Zeichen der Wiedergutmachung von deutscher Seite erhalten zu haben. Das „Dritte Reich“ und die Unternehmen profitierten von den verschleppten Menschen - entschädigt wird nicht. Dagegen könnte ein politisches Signal gesetzt werden, dessen Botschaft lauten müßte: Völkermord darf sich nicht auszahlen. Für keinen Staat und für kein Unternehmen. Doch ein solches Signal wird es wohl in diesem Land nicht geben. Sich damit abzugeben, ist nicht leicht. Angesichts einer brennenden Baracke im ehemaligen KZ Sachsenhausen fällt dies allerdings noch schwerer.

Tillmann Bendikowski

Impressum:

MECKLENBURGER AUFBRUCH

ist eine unabhängige Publikation veröffentlicht unter der Lizenznummer 76. ISSN 0863-369 X. Register-Nummer 309

Herausgeberin und Chefredakteurin:
Regine Marquardt

Redaktion:
Politik: Regine Marquardt
Kultur: Wolfram Pilz

Ständige Autoren:
Agelir, Kori Bäk, Catherine Dooze, Bernd C. Hesselink, Helmut Kater, Dr. Udo Knapp, Franz Maag, Meir Mandelbaum, Holger Pans, Waldemar Schlegel, Dr. Cora Stephan, Dorothee Trapp, Michael Will

Verlag:
Mecklenburger Verlag GmbH
Puschkinstraße 19
2750 Schwerin
Telefon: 8 33 88

Verlagsleitung:
Hans-Ulrich Gienke
Anzeigen: Reiner Prinzler

Satz:
Gabriele Endreß

Anzeigen-Satz:
EDV-Satzstudio D. Roggentin
Fregattenstraße 61, 2400 Lübeck

Druck: LN-Druck, Lübeck

Die Redaktion veröffentlicht Zuschriften, die sich nicht in jedem Fall mit der Meinung des Herausgebers decken. Aus redaktionellen Gründen werden ggf. Kürzungen vorgenommen.

In memoriam: Willy Brandt

Als Willy Brandt anlässlich des schleswig-holsteinischen Wahlkampfes im Frühjahr nach Lübeck kam und die letzte Wahlrede seines Lebens hielt, hatte sich ein politisches Leben auf symbolträchtige Art gerundet und war zum Ursprung zurückgekehrt: Hier war vor fast genau 60 Jahren der damals 18jährige Abiturient Herbert Frahm mit seiner ersten politischen Rede aufgefallen.

Kaum ein deutscher Spitzenpolitiker unseres Jahrhunderts verkörperte derart intensiv die sozialen und politischen Umbrüche dieser Nation wie er. Und Brandts politische Biographie kann nur ermessen, wer noch die Lebensverhältnisse seiner Vorfahren in den Blick nimmt. Jeder trägt - auf wie verquerer Art auch immer - noch die erzählten oder unausgesprochenen Erfahrungen mindestens seiner Eltern und Großeltern mit in sein eigenes Leben.

Brandt selber nannte seine Lübecker Jugend „unbehaust“. Von Familie, zumal von „Vorfahren“ kann auch nur im komplizierten Sinne gesprochen werden. Wegen seiner unehelichen Abkunft, seines 1933 aus Überlebensgründen geänderten Namens und seiner norwegischen Emigrationszeit mußte sich noch der Kanzlerkandidat der Sechziger Jahre von einzelnen bürgerlichen „Christen“ niederträchtige Häme gefallen lassen. Sie trafen damit einen Politiker, der sich seinerseits nach vierzehnjähriger Emigration bemühte, den Angepaßten der Jahre 33-45 Verständnis entgegenzubringen.

Erst in der Gelassenheit seines Alters, im letzten großen Band seiner Erinnerungen, gab er Auskunft. Sein leiblicher Vater war der Hamburger Buchhalter John Möller, mit dem seine Mutter Martha Frahm eine Liaison unterhalten hatte. Sie war zu Anfang des Jahrhunderts mit ihrem Vater Ludwig Frahm aus dem mecklenburgischen Klütz nach Lübeck gekommen. Bei diesem Großvater, den „Papa“ zu nennen er sich gewöhnt hatte, wuchs Brandt weitgehend auf.

Unter bürgerlichen Maßstäben gesehen, wuchs der junge Herbert Frahm in proletarisch-ungeordneten Verhältnissen auf.

Als in der westdeutschen Republik zu Anfang der 70er Jahre schon einmal ein Kampf um die Legalisierung der Abtreibung tobte, ging Brandt zu seiner Partei, die mehrheitlich für die Freigabe des Schwangerschaftsabbruches plädierte, ein wenig auf Distanz. Seine eigene Biographie minderte deutlich seine Begeisterung für die sozialen Begründungen der Freigabebefürworter.

Fehlte ihm auch die letzte familiäre Geborgenheit, so wurde er doch in einem intakten und in sich abgeschlossenen sozial-demokratischen Milieu sozialisiert. Damals galt es als eher ungewöhnlich, daß ein Kind dieses Milieus eine Oberschule besuchen konnte. Aber die Begabung des jungen, zuweilen verschlossenen Viel-Lesers wurde so auffällig, daß er in den Genuß eines Stipendiums kam und das Lübecker „Johanneum“ besuchte. Bald wurde jene Gestalt auf ihn aufmerksam, welche die Lübecker SPD unumschränkt beherrschte: Der die Wahlliste Mecklenburg-Lübeck im Reichstag vertretende Julius Leber förderte den jungen Sozialdemokraten und geriet nahezu zu seinem politischen Ziehvater. Doch nach einigen Jahren trennten sich - vorerst - beider Wege. Vergeblich suchte Leber den jungen Freund auf dem Weg in die radikalere Linke aufzuhalten. Verständliche Frustration über die als kraftlos empfundene SPD-Politik im Reich, aber auch etwas realitätsferner sozialistischer Idealismus führten den Primaner 1931 zum Übertritt in die gerade gegründete „Sozialistische Arbeiterpartei“ (SAP). Die SAP verstand sich als Keimzelle einer noch zu vereinigenden linken Opposition und war ein Sammelbecken entlassener Kommunisten und Sozialdemokraten.

Nach 1945 mußten sich die Mitglieder dieser letztlich erfolglosen Gruppierung, sofern sie überlebt

hatten, dann doch wieder neu entscheiden: Entweder landeten sie bei der SED oder bei jenem Teil der SPD, der sich der Zwangsvereinigung mit der KPD widersetzte.

Das damalige Motto der radikalen jungen Sozialisten - „Republik, das ist nicht viel, Sozialismus heißt das Ziel“ - hat Brandt später selbstkritisch als gefährlichen Irrtum begriffen, schwächte man mit dieser Parole doch die ohnehin schon ins Wanken geratene erste deutsche Republik. Auch wenn sich ihre parteipolitischen Wege getrennt hatten: an Militanz gegenüber ihren gemeinsamen Feinden, den randalierenden SA-Horden, standen sich Leber und der junge Herbert Frahm nicht nach. Beide waren dafür bekannt, notfalls auch heftigen Schlägereien nicht aus dem Wege zu gehen. Einen Tag nach Hitlers Machtantritt, am 31. Januar 1933 wurden Leber und seine Begleiter von SA-Männern angegriffen. Ein Nationalsozialist wurde in Notwehr getötet, der verletzte Leber gefangen genommen. An den darauffolgenden Demonstrationen und Streiks war Herbert Frahm aktiv beteiligt. Seinen Mentor Julius Leber, der bald Jahre grauenhafter KZ-Haft zu durchleiden hatte, später als Freund des Grafen Stauffenberg zu den zentralen Figuren des deutschen Widerstandes zählte und am 5. Januar 1945 hingerichtet wurde, sah er im Februar 1933 zum letzten Mal auf dem Lübecker Burgfeld. Einer riesigen Menge standfester Demonstranten konnte der Gezeichnete nur noch ein Wort zurufen: „Freiheit!“

Frahm wußte um die Gefährdung seines eigenen Lebens, gab sich aus Gründen der Tarnung den „Kampfnamen“ Willy Brandt und floh mit Hilfe eines Fischers im April 1933 nach Dänemark, von wo er bald nach Norwegen weiterreiste.

Die Emigrationszeit war, nach eigenem Eingeständnis, glücklich und gleichzeitig nicht frei von lebensgefährlichen Abenteuern. Schon bald beherrschte Brandt Norwegisch fast wie seine Muttersprache, knüpfte viele Kontakte, die ihm später noch als Bundeskanzler nützlich werden sollten, galt trotz seiner Jugendlichkeit schnell als einer der führenden Köpfe der linken Emigranten-Szene und reiste in mancherlei Aufträgen quer durch Europa. 1936 hielt er sich sogar für einige Zeit konspirativ in Berlin auf; später wurde er als Berichterstatter in den spanischen Bürgerkrieg geschickt. In Norwegen reüssierte er als journalistischer Mitarbeiter mehrerer Zeitungen. Allmählich befreundete sich Brandt mit der eher pragmatischen Haltung der skandinavischen Sozialdemokratie und geriet in scharfe Gegenschäft zum Kommunismus Moskauer Prägung.

3. Oktober 1957: Neun Jahre nach seiner Wiedereinbürgerung,

wird Willy Brandt zum Regierenden Bürgermeister von Berlin gewählt. Damit beginnt für die Berliner SPD eine Serie von Wahlerfolgen, an die sie später nie wieder



anknüpfen konnte. Innerhalb seiner Partei profilierte sich Brandt als beinaher Antimarxist, der mit eisernem Besen alle Relikte einstigen Klassenkampfes von Bord fegte. Als gelehriger Schüler des legendären Bürgermeisters Ernst Reuter vertrat er - noch im Unterschied zur damaligen Parteileitung - eine forcierte pro-amerikanische Haltung. Bald wurde er zur Symbolfigur des Berliner Freiheitswillens. Seine Popularität erleichterte ihm auch den Aufstieg in der SPD, die ihn für das Jahr 1961 zum Kanzlerkandidaten kürte und 1964 zum Parteivorsitzenden wählte - er wird die SPD 23 Jahre führen. Den 85jährigen Kanzler Adenauer konnte er ebenso wenig bezwingen, wie vier Jahre später dessen Nachfolger Ludwig Erhard. Aber im Jahre 1961 kam es zu einer Zäsur, die noch das Denken des späteren Bundeskanzlers Brandt prägen sollte. Der Bau der Berliner Mauer führte ihm schmerzlich vor Augen, daß die westlichen Schutzmächte den Bruch des Berliner Viermächtestatus durch Moskaus Ost-Berliner-Vasallen widerstandslos hinnahmten. Und: Alle Träume von einer Wiedervereinigung in absehbarer Zeit waren erst einmal verfliegen.

Der Fassungslosigkeit der Augusttage 1961 folgten bald erste

konzeptionelle Neu-Ansätze. Wenn schon die Westmächte nichts zur Überwindung der innerdeutschen Spaltung beitragen konnten - oder wollten -, dann ha-

be die westdeutsche Politik die Initiative zumindest zur Verminderung der Spannung zu ergreifen. In Folge einer Wirtschaftskrise, deren Ausmaß im Vergleich zu heutigen Turbulenzen allerdings lächerlich erscheinen muß, zerbricht im Herbst 1966 die bürgerliche Koalition unter Ludwig Erhard. Es kommt zur Bildung einer großen Koalition. Zum ersten Mal seit der Weimarer Republik beteiligen sich wieder Sozialdemokraten an einer deutschen Regierung. Der auch durch vorherige psychische Krisen leicht zermürbte zweifache Wahlverlierer Willy Brandt, verläßt widerwillig seinen Berliner Posten und wird Außenminister unter dem christdemokratischen Bundeskanzler Kiesinger. Das neue Amt revitalisiert ihn jedoch schnell, von seinem Ansehen in der Welt profitiert die ganze Koalition. Es handelt sich um eine allerdings denkwürdige Koalition. Neben dem ehemaligen NSDAP-Mitglied Kiesinger, der - in freilich untergeordneter Position - einst Mitarbeiter im Reichsaußenministerium gewesen war, sitzen der Ex-Kommunist Herbert Wehner und der ehemalige Emigrant Willy Brandt. Ein Teil der westdeutschen Linken, insbesondere der akademisch geprägte, sah sich von der SPD verraten. Nicht zu-

letzt die große Koalition beförderte das Aufbegehren der studentischen Jugend. Auch die SPD selbst stand auf dem Nürnberger Parteitag 1968 kurz vor der Zerreißprobe.

So werden viele Genossen aufgetatmet haben, als Brandt gegen den Willen Herbert Wehners nach der Wahl im September 1969 das Bündnis mit der FDP suchte. Die Union war stärkste Partei geblieben, die Mehrheit der sozialliberalen Koalition war hauchdünn und bröckelte wegen einzelner Abweichler immer weiter. Doch Brandts untrüglichen Instinkt gelang es, die Sehnsüchte vieler Zeitgenossen auf seine Person zu richten. Es herrschte „postmaterielle“ Aufbruchstimmung. Das Grundgesetzbuch wurde liberalisiert, der „Kapitalismus“ mußte sich auch außerhalb studentischer Zirkel in Frage stellen lassen. Brandts visionärer Ausstrahlung gelang es, auch einen großen Teil der außerparlamentarischen Studentenbewegung an die Sozialdemokratie zu binden. Die Integration der linken Akademikerschaft zeitigte Folgen, die bis heute bemerkbar bleiben. Doch insbesondere die von Brandt eingeleitete neue Ostpolitik provozierte zuerst scharfe Auseinandersetzungen, sicherte aber schließlich die Meinungsführerschaft der Koalition. Die Regierung Brandt erkannte erstmals die DDR als Staat an. Gleichzeitig beharrte Brandt schon in seiner ersten Regierungserklärung darauf, daß die beiden deutschen Staaten füreinander nicht Ausland sein könnten. Diese „Doppelposition“ wurde übrigens von allen weiteren Bundesregierungen bis zur staatsrechtlichen Auflösung der DDR beibehalten. Und schon das DDR-Regime des Jahres 1970 mußte für seine Anerkennung als Verhandlungspartner zahlen: der erste Besuch eines westdeutschen Bundeskanzlers in der DDR geriet zu einem der SED höchst peinlichen Triumph Willy Brandts in Erfurt. Die Verträge von Moskau und Warschau sollten nicht zuletzt den Ostblockstaaten und insbesondere ihrer Vormacht das Feindbild einer „revanchistischen“ Bundesrepublik nehmen. Die faktische Anerkennung der Nachkriegsgrenzen, besonders der Oder-Neiße-Linie, eröffnete später auch jenen Unionspolitikern einen gern genutzten Spielraum, die seinerzeit die Ostverträge bekämpft hatten.

Für Willy Brandt besaß die Ostpolitik auch immer eine moralische Dimension. Sie wurde nie deutlicher, da der einstige Emigrant als Repräsentant aller Deutschen vor dem Mahmal des Warschauer Ghettos kniete und mit dieser wortlosen Geste die Welt davon überzeugte, daß die Deutschen die Kollektivverantwortung für die Verbrechen des „Dritten Reichs“ übernommen hatten. Nach dem triumphalen Wahlsieg vom

November 1972 - die SPD wurde stärkste Partei und erhielt erstmals in ihrer Geschichte fast 46 Prozent der Stimmen - begann die Autorität des 1971 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichneten Kanzlers zu zerbröseln. Ausgerechnet in Moskau höhnte SPD-Fraktionschef Wehner, der Kanzler bade gern lau und der Regierung fehle ein Kopf. Brandt wirke wie entückt und interessiere sich zu wenig für die Details der Innenpolitik, kritisierten andere. So traf die Affäre des als Stasi-Offizier enttarnten Kanzlerreferenten Guillaume einen schon geschwächten Bundeskanzler. Dabei spielte der damalige Innenminister Genscher im Zusammenhang mit dieser Affäre eine eher unrühmliche Rolle. Brandts Rücktritt als Bundeskanzler verhinderte keineswegs, daß seine Bedeutung in der internationalen Politik noch zunahm und er als Präsident der Sozialistischen Internationale und Vorsitzender der Nord-Süd-Kommission fast wie ein inoffizieller UNO-Generalsekretär durch die Welt reiste.

Willy Brandt und die Wiedervereinigung: Dieses Kapitel entbehrt nicht einer gewissen Tragik, brachte es ihn doch für eine gewisse Zeit mit einem großen Teil jener akademischen Rebellen in Konflikt, die nicht zuletzt durch ihn einst den Weg in die Partei gefunden hatten. Viele westdeutsche Intellektuelle waren nicht nur - wie zwischendurch auch Willy Brandt - davon überzeugt, daß schon der Gedanke an die Wiedervereinigung eine deutsche Lebenslüge zur Voraussetzung habe. Die früheren Revolutionäre hatten sich im einst bekämpften westdeutschen Teilstaat recht komfortabel eingerichtet, wollten von der offenen nationalen Frage nichts mehr wissen und fühlten sich schon aus Gründen der internationalen Küche Paris und Mailand näher als Rostock und Leipzig.

Brandt hingegen sah bereits am Ende der 80er Jahre und noch deutlich vor dem Fall der Mauer massenhafte Aufstände in der DDR voraus und reflektierte die mögliche „Neuvereinigung“ beider deutscher Staaten. Diese Entwicklung programmierte er mit unzweideutiger Zustimmung. Mit hin durfte er sich von den Ereignissen des 9. November 1989 bestätigt fühlen, hatte er doch rechtzeitig eine Geistes-Gegenwart bewiesen, die ihn nicht nur im Vergleich mit manchen Parteifreunden gut aussehen ließ. Unvergessen bleibt, wie der einstige Bürgermeister des abgetrennten West-Berlin am 10. November 1989 an einem gerade geöffneten Berliner Grenzübergang keine Worte mehr fand und in Tränen ausbrach. „Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört!“: Hinter diesem Ausruf verbarg sich auch der aufblitzende Jubel eines Sozialdemokraten, der meinte, nun habe die Stunde jener Partei geschlagen, die sich seit ihrer Gründung der Selbstbestimmung aller Völker verschrieben habe. Erbittert mußte Brandt beobachten, daß sein einstiger „Lieblingsenkel“ Lafontaine als Kanzlerkandidat aus mentalen Gründen die Chancen der Wiedervereinigung auf groteske Art verschleif.

Dessen - wie sich schon längst herausstellte - allzu berechtigte Hinweise auf die ökonomischen Probleme des Zusammenwachsens hätten ja tatsächlich ernsthafter gewirkt, wenn er auch nur einmal auf das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes verwiesen hätte. Doch zeigen berichten, daß Willy Brandt auf der ersten Sitzung des Parteivorstandes nach der schmählich verlorenen Bundestagswahl des Jahres 1990 zornbeugend mit einer SPD ins Gericht ging, die er zuweilen als seine Partei nicht mehr wiedererkannbar habe.

Die Nation bedeute ihm viel, so der einst von seinen Landsleuten Vertriebene. Der engagierte Internationalist hat auf einzigartige Weise vorgelebt, daß Weltbürgertum und Patriotismus einander nicht widersprechen müssen. Werden die Deutschen dieses Vermächtnis begreifen?

Martin Thoemmes

Links und frei

Ein Staatsbegräbnis für Willy Brandt. Dem Großsinnigen, wie ihn Richard von Weizsäcker treffsicher bezeichnete, erweist die politische, die offizielle Welt die letzte Ehre. Man erinnert sich dabei mit Sympathie der Versteinerungen, die den stets zum Mitleiden-Fähigen befiehlen, wenn es um Pomp und Pathos ging.

Aber vielleicht ist das auch ein Augenblick der persönlichen Besinnung auf die eigene Rolle in dem Verwirrspiel Deutsche Einheit, auf die merkwürdig unbeteiligte Art etwa, mit der wir zusehen, wie das „historische Geschenk“ (Kohl) von allen gesellschaftlichen Interessengruppen zuschanden taktiert wird und mit ihm das Leben unendlich vieler Menschen. Es ist jedenfalls nicht das, was Willy Brandt mit dem ebenso bejubelten wie gescholtenen Wortbild meinte: „Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört“.

Vielleicht auch müssen die vielen ehrenden Worte zum Abschied diesmal nicht so völlig folgenlos

verklingen wie stets am Grabe großer Persönlichkeiten. Warum zum Beispiel sollten sich nicht SPD-Politiker wie Oskar Lafontaine, die sich gerne als Willy Brandts Enkel apostrophieren lassen, darauf besinnen, daß sie mit ihrer Forderung nach Abschaffung des Grundgesetz-Artikels 16 zum Schutz der Asylanthen dem Emigranten Brandt einen Tott antun.

Warum sollte nicht ernst gemacht werden mit dem Versprechen, das Vermächtnis des SPD-Ehrevorsitzenden zu wahren und zu verwirklichen etwa dadurch, daß die kleinkarierte und lähmende Blauhelm-Diskussion in der Partei mit einer klaren Entscheidung für den Friedenseinsatz der Bundeswehr unter striktem UNO-Mandat beendet wird. In seiner Botschaft an den Kongreß der Sozialistischen Internationale kurz vor seinem Tode hat er, der jahrelang die Nord-Süd-Kommission leitete, die Notwendigkeit besprochen, die Legitimation und Handlungsfähigkeit der Vereinten

Nationen zu sichern und zu stärken. Er wird uns fehlen. Daß dies mehr als eine respektvolle Floskel ist im Angesicht der Unwiderbringlichkeit, zeigt der Blick auf die Hinterbliebenen in der politischen Arena der Bundesrepublik. Statisten allesamt angesichts der zu bewältigenden Aufgaben. Der aussitzende Kanzler nicht anders als der hamlethafte Oppositionsführer.

Nicht daß es charismatischer Führer bedürfte. Auch Willy Brandt war keiner, er wollte es auch nicht sein. Er verkörperte wie kein anderer seiner Generation die Gebrochenheit deutscher Geschichte. Er war der Emigrant, der nichts dringlicher zu tun hatte, als in sein geschlagenes Land zurückzukehren. Er war der Antifaschist, der für die Verbrechen seiner Landsleute vor dem Ghetto-Mahmal in Warschau niederkniete. Er war auch der Politiker, der das Wort Wiedervereinigung nicht mochte, aber sich mit kleinen Schritten auf den Weg zur Einheit machte, - angefeindet bis

Bernd C. Hesslein

Behinderte: Integration statt Separation

Über Neuansätze, Ausgrenzungen behinderter Kinder in Kindergarten und Schule zu überwinden

Wie behindert „die Kerngesunden“ mit behinderten Menschen umgehen, illustrierte jüngst ein Urteil des Amtsgerichts Flensburg. Es gab Urlaubern „Recht“, die ihren Urlaubsspaß verdorben sahen, da sie im Speisesaal des Hotels zehn schwerbehinderte Rollstuhlfahrer ansehen mußten. Das Ehepaar mit zwei Kindern hatte vierzehn Tage Urlaub in der Türkei gebucht. Die Familie mußte trotz sofortiger Beschwerde eine Woche mit den Rollstuhlfahrern im selben Speisesaal essen. Der Klage auf zehn Prozent Preisnachlaß gab das Gericht statt, da „gerade die unbeschwerter Einnahme von Mahlzeiten in einem Hotel allgemein als ein die Urlaubsentspannung besonders förderndes Erlebnis angesehen“ werde.

Kann angesichts dieses Urteils der Artikel 1 des Grundgesetzes noch gelebt werden? Die Würde des Menschen ist unantastbar. Der Ausgrenzung von Behinderten muß die Erfahrung des Miteinanders entgegengesetzt werden. Das Stichwort dazu ist Integration. Diese muß frühzeitig einsetzen, um solche Gerichtsurteile aus der Welt zu schaffen.

Im Kindergarten für ALLE muß die Integration beginnen. Hier sind die Kinder noch nicht mit Vorurteilen belastet, begegnen dem Nachbarn offen, lernen spielerisch auch mit Behinderten umzugehen.

Solche Kindergärten sind in Mecklenburg-Vorpommern rar. In Schwerin gibt es einen einzigen Kindergarten, der alle Kinder bis zum achten Lebensjahr für zehn Stunden täglich betreut. Zu finden ist er in Rampe, der Kindergarten „Neues Ufer“ des Diakonischen Werkes.

Hochmotiviert hat hier Helga Treutler mit der Wende ihre Idee für Integration gegen alle Widerstände in die Tat umgesetzt. Sie

sagt: „Auch für Eltern behinderter Kinder bedeutet es, die Isolation, die Scham über die aufgetretene Behinderung in der Familie zu durchbrechen, indem durch normale Kontakte zu anderen Familien und ihren nichtbehinderten Kindern im Wohngebiet sie sich mit ihrem „Anders-Sein“ angenommen fühlen.“ Und sie weiß, wovon sie spricht! Zupackend haben die Erzieher aus einem chaotischen Ex-Stasi-Barackenbau mit

Schöpferkraft einen kindgerechten „Wohnort“ gemacht. Alle Voraussetzungen geschaffen für optimale Entwicklung aller Kinder. Zum Team gehört eine Physiotherapeutin. Zwei Erzieherinnen scheuen sich nicht, den weiten Weg nach Hamburg zu machen, um die Methoden der Montessori-Erziehung für die Kinder zu nutzen: Hilf mir, es selbst zu tun!

Die Schweriner 22. Realschule

kam zum integrativen Unterricht wie die Jungfrau zum Kind: Eine Mutter ergriff ihr Recht beim Schopf: Mein behindertes Kind geht hier in diese Schule! Aufgeschlossen wurde das Kind hier in der ersten Klasse aufgenommen. Deutlich wurde im Gespräch mit der Schulleiterin der ehemaligen Komarow-Schule, daß Verantwortlichkeit für diese Kinder immer wieder an rechtlichen Rückversicherungen festgemacht wird.

Richtlinien werden dringend erwartet. Als Realschule mit integrativen Regelklassen unterstützt das Schulamt den Antrag der Schule auf Anerkennung. Allerdings, das innere und äußere Erscheinungsbild dieser Schule setzt in Erinnerung an einen unangenehmen Zustand aus autoritären zentralistischen Dogmatismus vergangener Zeiten. Ob dies nur an dem markigem Wandbild im Foyer liegt?

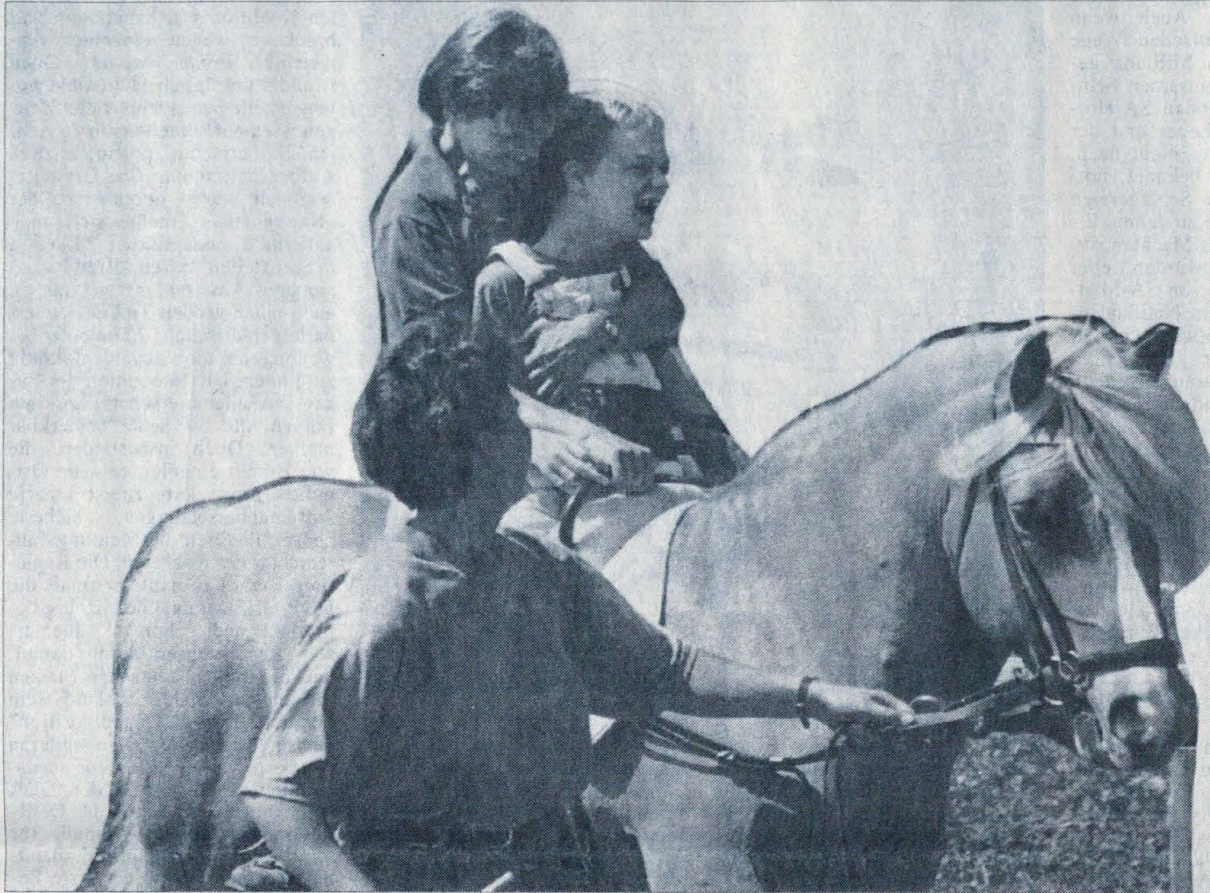
Westphal, Schulleiterin der Schule, meint: „Konkret heißt das: freie Arbeit, offener Unterricht. Und dies hat sich bewährt.“

Das etwa 2000 Quadratmeter Schulgartenprojekt wird wegweisend: Natur und Spiel im Garten den Rollstuhlfahrer selbstständig erleben können. Für diesen guten Zweck spendete das ortsansässige Unternehmen Dewenter anläßlich ihres 60jährigen Firmenjubiläums 5100 Mark. Wie agil sich Frau Westphal für die Integration stark macht, wird deutlich, in dem vernünftige Forderungen an die Landespolitiker gestellt werden: Integration muß in das erwartete neue Schulgesetz. Lehrer der Integrationsklassen benötigen für die methodische Fortbildung Abminderungsstunden. Haushaltsmittel für wissenschaftliche Absicherung der neuen Methodik.

Die Durchsetzung des offenen Unterrichts, die Umgestaltung des Klassenzimmers in Lern- und Ruhezeiten ermöglicht, daß Kinder freiwillig lernen, Erfolgsergebnisse spornen an, verhindern Überforderung und schafft für begabtere mehr Raum. Neue Ideen und ähnliche Projekte braucht das Land.

Die Ghettoisierung schafft Randgruppen, Ausgrenzung verfestigt Vorurteile. Durch den Besuch des wohnortnahen Kindergartens kommt es nicht zur früher bekannten Ausgrenzung. Schulen, Gaststätten, die Behörden und Verwaltungen oder die Betriebe müssen sich öffnen für Behinderte ebenso wie jeder Zeitgenosse, um den Umgang miteinander zu verbessern. Sinnvoller Weise sind Kindergärten und Schulen gefordert, eine Bresche in die abgelatschten Verhaltensmuster zu schlagen. Die Behinderten werden von den Nichtbehinderten am meisten eingeschränkt.

J.C.B.



Reittherapie im Rahmen der physiotherapeutischen Betreuung behinderter Kinder.

Foto: amw Frau Bärbel

Weiterbildung:

Der Bildungshunger wächst

Weiterbildungs-Beteiligung Ost und West

Von je 100 Deutschen im Alter von 19 bis 64 Jahren haben 1991 an Weiterbildungskursen teilgenommen (Mehrfachnennungen)

	Alte Bundesländer	Neue Bundesländer
Allgemeine Weiterbildung	23	20
Berufliche Weiterbildung	20	25
Wiederaufgenommene Ausbildung	3	7
Politische Weiterbildung	1	1
Insgesamt	36	38

Quelle: Infratest, Berichtssystem Weiterbildung 1992

© 30/1992 Deutscher Institut-Verlag

Im Jahr 1991 haben 37 Prozent aller Deutschen in Ost und West an Weiterbildungskursen teilgenommen. Das ist die höchste bislang ermittelte Quote. Zum Vergleich: Im Jahr 1979 wurde in Westdeutschland lediglich eine Beteiligung von 23 Prozent registriert.

Im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft befragt Infratest in mehrjährigen Abständen jeweils 7 000 Bundesbürger im Alter von 19 bis 64 Jahren nach ihrem Weiterbildungsverhalten. Seit 1991 wird die Befragung auch in den neuen Bundesländern durchgeführt.

Mit einem Anteil von 38 Prozent lag die Weiterbildungs-Beteiligung 1991 im Osten zwei Prozentpunkte höher als im Westen.

Vor allem die berufliche Weiterbildung steht bei den Ostdeutschen hoch im Kurs: Jeder vierte hat sich in den neuen Bundesländern 1991 beruflich qualifiziert. Im Westen Deutschlands war es nur jeder fünfte.

Den Ostdeutschen blieb allerdings oft keine andere Wahl: Dort haben sich die beruflichen Anforderungen fast überall verändert, häufig mußte sogar auf einen völlig neuen Beruf umgeschult werden. Die Daten zeigen: Von der

Bundesanstalt für Arbeit wurde die berufliche Weiterbildung in den neuen Ländern 1991 mit 4,8 Milliarden DM gefördert. Dies hat sicher mit zu der hohen Weiterbildungs-Beteiligung beigetragen. Dennoch ist der Anteil der AFG-geförderten Weiterbildung relativ gering.

• Im Osten hat nur etwa jeder vierte, im Westen sogar nur etwa jeder siebte eine finanzielle Förderung durch die Arbeitsverwaltung erhalten.

Das bedeutet: Auch in Ostdeutschland sind die Betriebe die wichtigsten Financiers der beruflichen Weiterbildung - neben den Berufstätigen selbst. Die nichtstaatlichen Aufwendungen lassen sich derzeit jedoch noch nicht exakt beziffern. Mit fundierten Zahlen ist frühestens 1993 zu rechnen.

Die westdeutsche Metall- und Elektro-Industrie hat allein im Jahr 1991 fast 8 Milliarden DM für die berufliche Weiterbildung ihrer Mitarbeiter aufgewendet.

Verbesserte Arbeitsmarktchancen haben sich viele Ostdeutsche auch durch die Wiederaufnahme einer beruflichen Ausbildung versprochen: 7 Prozent sind diesen

Weg gegangen. In Westdeutschland beträgt der Anteil lediglich 3 Prozent.

Ein Teil dieser Bildungs-Aktivitäten zielt auf eine vollständige berufliche Neuorientierung: mit dem Beginn einer Lehre, eines Studiums oder mit dem Besuch von Einrichtungen des Zweiten Bildungsweges.

Während in den neuen Bundesländern also beruflich verwertbare Kurse dominieren, liegt das Schwergewicht in den alten Bundesländern bei Maßnahmen der allgemeinen Weiterbildung.

Annähernd jeder vierte Westdeutsche hat 1991 an einem solchen Weiterbildungskurs teilgenommen, der nicht unmittelbar der beruflichen Fitneß diene.

Weiterbildung wird in den alten Bundesländern auch als Teil einer aktiven persönlichen Freizeitgestaltung angesehen. Im Vordergrund stehen daher im Westen Sprachkurse und Themen der privaten Lebensführung - zum Beispiel Hobbykurse und Veranstaltungen zu Fragen der Gesundheit.

Im Osten haben 20 Prozent aller Erwachsenen an allgemeinen Kursen teilgenommen - allerdings mit ganz anderen Inhalten. Dort dominieren Kurse zu Versicherungs-, Renten-, Steuer- und anderen Rechtsfragen. Nach wie vor ist der Informations- und Aufklärungsbedarf auf diesen Gebieten hoch.

Insgesamt ist die Beteiligung an Maßnahmen der allgemeinen Weiterbildung im Westen gegenüber der letzten Erhebung 1988 nur in geringem Maße gestiegen - und zwar um lediglich einen Prozentpunkt.

Ein seit längerem stagnierender Bereich ist die politische Weiterbildung. Nur jeweils ein Prozent der Deutschen in West und Ost haben sich im Jahr 1991 für derartige Kurse entschieden. Das zeigt: Die Forderung nach einer Integration beruflicher, allgemeiner und politischer Weiterbildung geht an den Wünschen der Bürger vorbei.

Warum wird in Deutschland gespart?

Immer mehr Bürger aus den neuen Bundesländern sparen gezielt zur Absicherung gegen die unterschiedlichen Risiken des Lebens, darunter auch gegen die bisher unbekannteren Gefahren von Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit. Sparen für mehr Konsum bleibt aber nach wie vor ein bestimmendes Motiv. Dabei ist der Anteil der ostdeutschen Haushalte mit einem mehr oder minder regelmäßigen Sparaufkommen auf über 90 Prozent gestiegen.

Im Westen sind es nach einer

Studie des Bundesverbandes der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken (BVR) hingegen „nur“ 84 Prozent der Bürger. In Ostdeutschland zeigt sich besonders deutlich die Abhängigkeit des Sparverhaltens von der Einkommenshöhe: So sparen nur rund 26 von 100 deutschen Haushalten mit einem Nettoeinkommen unter 1000 DM kontinuierlich, während der Anteil der regelmäßigen Sparer in der Einkommensgruppe über 3000 DM immerhin bei 56 Prozent liegt.

Bürger in Westdeutschland	sparen für	Bürger in Ostdeutschland
15	Haus	13
17	Zinseinkommen	19
17	Auto	25
23	Unabhängigkeit	19
24	Reisen	21
29	die Kinder	36
32	mehr Konsum	43
38	mehr Sicherheit	25
40	Altersvorsorge	53
64	Notfallvorsorge	72

Grafik: Deutsche Genossenschaftsbank

Der Schatz in der Friedhofskapelle

Selten einmal wird es vor einem Zivilgericht im romantischen Sinne abenteuerlich. Ansprüche und Feststellungen regieren die Verfahren und Romantik ist dort völlig fehl am Platz.

Anders anläßlich eines Verfahrens vor dem Oberlandesgericht Celle (Az.: 2 U 22/91), welches zwar im Kern natürlich einen Anspruch zu entscheiden hatte, Ausgangspunkt war jedoch - ein Schatzfund. Nun möge man nicht annehmen, daß in dieser Hinsicht im Bürgerlichen Gesetzbuch etwa Regelungslücken bestünden. Das gesamte Arbeitsrecht mag nur oberflächlich bearbeitet und im übrigen einer recht wechselhaften Rechtsprechung überlassen sein, der Schatzfund ist in § 984 BGB geregelt. Am Rande erwähnt sei da auch noch die Kodifikation der Eigentumsrechte an Bienen-schwärmen in vier Paragraphen - unter den Verfassern gab es sicherlich mindestens einen passionierten Bienenzüchter, auch Schatzsucher mögen darunter gewesen sein. Arbeiter gab es aber mit ebenso großer Sicherheit in diesem erlauchten Kreis nicht.

Und die Vorschrift zum Schatzfund sieht vor, daß der Finder einer Sache zur Hälfte Eigentum an dieser erwirbt, wenn sie so lange verborgen gelegen hat, daß der Eigentümer nicht mehr zu ermitteln ist. Die andere Hälfte erhält der Eigentümer der Sache, in der

der Schatz verborgen war.

Im vorliegenden Fall erhielt der Angestellte einer Kirchengemeinde den Auftrag, in der gemeindeeigenen Friedhofskapelle den Nebenraum aufzuräumen und zu säubern. Bei dieser Gelegenheit stieß er in einer Bretterkiste zunächst auf einige beschriebene

Von Rechts wegen

Holzbretter und Glasscherben, schließlich aber auch auf spätmittelalterliche Holzschnitzereien, ein Kruzifix und zwei Figurengruppen. In der Gemeinde waren die Kunstwerke unbekannt. Es wurden verschiedene Vermutungen geäußert, sei es, daß die Figuren in den Kriegswirren um '45 dorthin ausgelagert worden seien, sei es, daß Flüchtlinge in der gleichen Zeit diese Kleinodien mitgebracht und dort versteckt hatten.

Das OLG Celle verneint zunächst die Bezeichnung der Schnitzereien als „verborgen“ im Sinne der gesetzlichen Schatzdefinition. Diese seien zwar dem sofortigen Einblick in der Kiste und unter dem Abfall entzogen gewesen, bei einer Aufräumaktion -

wie der geschehenen - sei ein Auffinden ohne besondere weitere Umstände aber unvermeidbar gewesen. Der Raum sei im übrigen zum Abstellen von Staubsauger, Kerzenleuchter und Kabel genutzt worden, also nicht völlig in Vergessenheit geraten. Vielmehr sei aufgrund eines regelmäßig steigenden Platzbedarfs eine solche Aufräumaktion sicher zu erwarten gewesen.

Schließlich habe der Kirchenvorstand den sogenannten Besitzwillen in den Räumen der Friedhofskapelle auch über Gegenstände ausgeübt, die er nicht einzeln kannte. Die Sache sei daher im Besitz des Kirchenvorstandes gewesen, wodurch ein Fund im Sinne der gesetzlichen Regelungen ausgeschlossen sei.

Anders sei der Fall der Münzenfunde seinerzeit in der Lübecker Altstadt zu beurteilen, wo ein Baggerfahrer auf einem fremden Grundstück tätig wurde.

An dieser Stelle will der Autor einhalten. Wenn der geeignete Leser an dem Fall als solchen kein so großes Interesse gehabt haben sollte, so mag er als tröstliche Erkenntnis mitnehmen, daß fünf Volljuristen in ernsthafter Diskussion Stunden zubringen können, obwohl das betreffende Problem von eher - gelinde gesagt - zweitrangiger Bedeutung sein dürfte.

Uwe Jahn, Rechtsanwalt

Wirtschaft

Treuhand in Turbulenzen

Frau Breuel will mit Kampfpreisen auf den Westmarkt

„Kommt mit“, sagte der Hahn, etwas Besseres als den Tod werden wir überall finden.“ Das ist, auf einen kurzen Nenner gebracht, die jüngste Botschaft von Treuhand-Chefin Birgit Breuel an die im Besitz ihrer Anstalt befindlichen Ost-Firmen: Im zusammengebrochenen europäischen Osten, mit dem die Unternehmen der Ex-DDR den überwiegenden Teil ihrer Geschäftsbeziehungen unterhalten hatten, ist nichts mehr zu holen, die westdeutsche Wirtschaft hat sich in der auch für sie schwierigen ökonomischen Gesamtlage abgeschottet und „riesige Barrieren“ (Frau Breuel) gegenüber Marktneulingen errichtet. Da hilft nach Auffassung der von Altbundeskanzler Helmut Schmidt in den vergangenen Tagen wiederholt als „tapfer“ bezeichneten Treuhand-Chefin nur noch eins, - „mit Kampfpreisen“ hinaus in's feindliche Leben, also auf die Westmärkte ziehen und dort beinhaltet um Absatzmöglichkeiten kämpfen. Und wer soll die Titanen-Tat vollbringen, die auch in Ostdeutschland selber längst übermächtigen West-Unternehmen ausgerechnet auf ihrem eigenen Feld zu schlagen? Richtig: diejenigen unter den noch von der Treuhand verwalteten Ost-Betrieben, die „westmarktfähige Produkte“ herstellen.

Was? Die gibt's? Und die Treuhand hat sie Zeit ihres Wirkens noch nicht an ebenjene West-Firmen verkaufen können, die sie jetzt das Fürchten lehren sollen? Da sind wir aber angenehm überrascht, - und verstehen die Welt nicht mehr: „Westmarktfähige Produkte“ werden da - und das of-

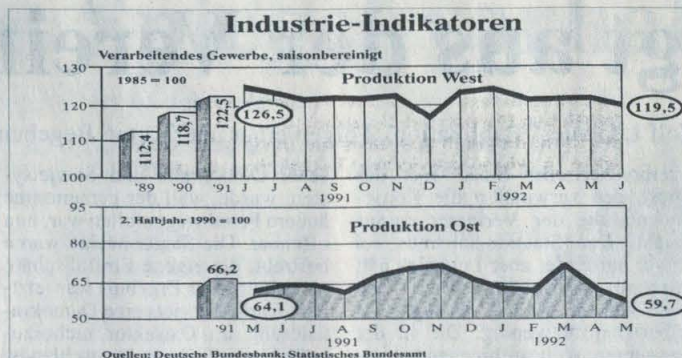
fenbar in für die westliche Wirtschaft durchaus schreckenerregender Größenordnung - hergestellt, ohne daß es Unternehmen aus EG-Europa bisher eine oder zwei Mark wert gewesen wäre (für die Ost-Firmen sehr wohl schon über den Tisch gegangen sind), sich den saftigen Braten zu sichern? Die Filetstücke der ostdeutschen Wirtschaft, so kräftig und gesund, daß sich mit ihnen noch die westlichen Märkte aufreißen lassen, immer noch in den treuen Händen der gleichnamigen Anstalt? Das kann ja wohl nicht wahr sein. Und ist es natürlich auch nicht.

Kaum einer glaubt die gewiß gutgemeinte, zweifellos auch wieder „tapfer“ erzählte Mär von der Fähigkeit zur Entlastungsoffensive aus eigener östlicher Kraft. In Wahrheit zeigt die überforderte Institution „Treuhandanstalt“ Flagge, indem sie die weiße Fahne raushängt - nichts geht mehr, außer daß sie möglichen (oder nicht doch eher unmöglichen?) Interessenten mit kämpferischen Tönen Respekt und Kauf-Interesse für eine Konkurs-Masse abzunötigen versucht. Wie hilflos das noch in den Zeiten der untergehenden DDR geschaffene General-Instrument „Treuhandanstalt“ in der politisch-ökonomischen Szenerie dümpelt, dokumentiert die nervöse Warnung der Anstalt-Chefin vor „Einmischungen der Politik“: „Wer Firmen der Treuhand ständig neue Aufgaben aufhalsen will, muß auch das notwendige Geld auf den Tisch legen.“ Die Treuhand muß zuviel leisten können; man kann von ihr nicht erwarten, die Fehler der Politik auszubügeln, einer der

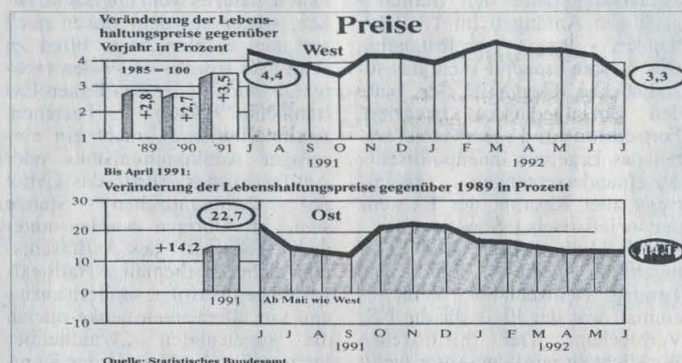
rer sie ja letztlich selber auch ist. Wenn der Ansatz nicht stimmt, helfen auch Kurskorrekturen wenig. Ein aktuelles Beispiel dafür ist die Entwicklung beim sogenannten „Management Buy Out“, also dem Verkauf von Unternehmen an eigene Führungskräfte, mit dem die Treuhand zunächst ansehnliche Anfangserfolge erreicht hatte: Fünfzig bis achtzig Prozent aller auf diesem Weg veräußerten Firmen droht nach einer Expertise der Dortmunder Consult-Unternehmensberatung das baldige Aus. Drei Viertel der Gründungen seien ohne Eigenkapitalhilfe erfolgt, was das Ende so gut wie programmiert erscheinen lasse.

Der Befund der Dortmunder: zu lasch geprüft, zu rasch verkauft. Es wäre gut, wenn die gewiß „tapfer“ und ebenso gewiß auch kompetente Frau Breuel ihre Tapferkeit und Kompetenz sowie ihr geballtes Wissen um die tatsächliche Sachlage für die Forderung nach einem radikalen politischen Kurswechsel in die Bresche schlagen würde, bevor es für alle und für alles auf lange Sicht zu spät ist: Abgesehen von der Fehlerhaftigkeit der Rahmenbedingungen von „Rückgabe vor Entschädigung“ bis zum fehlenden Marktschutz für Ost-Produkte hat sich die Idee als vorsichtig ausgedrückt - nicht hinreichend tragfähig erwiesen, ausgerechnet einen kaum kontrollierbaren und personell vielfach unterhalb der Anforderungen ausgestatteten „Staat im Staate“ (Helmut Schmidt) mit der Überführung einer Staatswirtschaft in den freien Markt zu betrauen.

m.w.



• Die Produktion der westdeutschen Industrie ist zwar gut ins Jahr 1992 gestartet, doch seit dem Frühjahr läuft die Konjunktur auf Sparflamme. Im Juni wurde nach einem nochmaligen Minus von zwei Prozent gegenüber dem Mai der tiefste Jahresstand erreicht. Die Auftragsgänge lassen keine Wende erwarten - im Juli lagen sie rund fünf Prozent unter dem Januar-Wert. Im Zentrum der Nachfrageschwäche stand bis zuletzt das Inland. Dagegen konnten sich die Auslandsbestellungen im Juni wieder fangen und sogar ein kleines Plus vorzeigen. Die ostdeutsche Industrie verbuchte im Mai '92 gegenüber dem Vorjahresmonat ein Produktionsminus von rund vier Prozent, die Bestellungen gingen um 13 Prozent zurück.



• Die Preise für die Lebenshaltung aller privaten Haushalte haben sich von Juni auf Juli '92 nicht verändert. Die Jahres-Teuerungsrate verringerte sich von 4,3 auf 3,3 Prozent. Das deutlich verlangsamte Preistem-po geht auf einen starken Basiseffekt zurück: Im Juli '91 trieben die höheren Verbrauchssteuern und Gebühren den Preisindex nach oben. Dieser Sonderfaktor hat nun sein statistisches Jahr absolviert - geblieben ist die konjunkturelle Teuerungsrate von gut drei Prozent. In Ostdeutschland blieb die Teuerungsrate der Verbraucherpreise im Juni '92 mit 14,1 Prozent fast unverändert (Mai '92: 14,2 Prozent).

Zinsbesteuerung

Freistellungsauftrag jetzt erteilen

Für acht von zehn deutschen Sparer brechen 1993 bessere Zeiten an. Dann brauchen sie auf ihre Kapitalerträge - ganz legal - keine Steuern mehr zu zahlen, weil ihre Kapitalerträge die deutlich erhöhte steuerliche Freigrenze nicht übersteigen. Pro Person bleiben künftig Zins- und Dividenderträge bis zu insgesamt 6 100 DM im Jahr steuerfrei, denn der Sparerfreibetrag wird auf 6 000 DM verzehnfacht, und eine Werbungskostenpauschale von 100 DM kommt noch hinzu.

Zwar werden ab Anfang 1993 bei Zinszahlungen grundsätzlich sofort 30 Prozent an das Finanzamt abgeführt (Zinsabschlagsteuer), doch auch davon bleiben Kapitalerträge bis zu 6 100 DM verschont. Vorausgesetzt, der Anleger hat seiner Bank einen sogenannten Freistellungsauftrag erteilt.

Die entsprechenden Formulare liegen inzwischen bei den Kreditinstituten bereit. Es ist ratsam, sie schon jetzt auszufüllen und bei der Bank abzugeben. Dann ist sichergestellt, daß im nächsten Jahr alle Zinsen und Dividenden bis zur Freistellungsgrenze brutto gleich netto ausgezahlt werden.

Anleger mit mehreren Bankverbindungen können das Freistellungsvolumen von 6 100 DM pro Person beliebig auf die verschiedenen Institute verteilen - je nach Höhe der jeweiligen Erträge aus Spareinlagen und Wertpapierdepots. Detailfragen beantworten Bankberater.

riemer

OKTOBERFEST

am 17. Oktober 1992, von 10 bis 16 Uhr

Erleben Sie Momente zwischen Himmel und Erde beim Autohaus Riemer in Mölln.

Aus 50 m Höhe der Sprung ins nichts. Nur bei RIEMER das

JOCHEN SCHWEIZER

BUNGEE

Jumping

mit dem N · D · K · T

Norddeutschen Kran- und Transport-Betrieb aus Schwerin

BUNGEE-JUMPING

ein Sport für Mutige. Springen Sie auch?

Weitere Attraktionen:

Echt Bayerische Brotzeit mit Original Paulaner-Bräu

Weinstand aus Badenheim

Winzermeister R. Porscha (Rheinessen)

Für die musikalische Unterhaltung sorgt der Musikzug der Freiwilligen Feuerwehr Breitenfelde.

Das Riemer-Team freut sich Sie und Ihre Familie persönlich begrüßen zu können.

„riemer - echt stark!“

riemer

Mölln · Tel. 0 45 42 / 80 90 - 0
am Hafen



R. B. M. - Ihr Partner für . . .



Lieferung von Recyclingmaterial
Annahme von

Wer neu bauen will, muß Altes überwinden!

— umweltgerechten Transport — Entsorgung —
Bauschutt- und Betonbruchannahme — Containerdienst — Schüttguttransporte aller Art.

- Betonbruchschorter
 - Güteüberwachte MV-Schlacke
 - Kabelverlegesand
 - Mutterboden
 - Beton- und Straßenaufbruch
 - nicht verunreinigten Bauschutt
 - unbelasteten Boden.
- Haben Sie Entsorgungsprobleme?
Rufen Sie uns an!

O-2711 Holthusen/Schwerin, Mittelweg 3
Telefon 293/295, Telefax 294

SUZUKI



Abb.: SJ Samurai de Luxe, Cabrio. Sondermodell in limitierter Stückzahl.

Abb.: Swift 1,6 GLX.

Abb.: Swift 1,0 GL und Suzuki-Original-Zubehör.

Abb.: Vitara de Luxe, Cabrio. Sondermodell in limitierter Stückzahl.

Steigen Sie ein ins Vergnügen, steigen Sie ein in die Suzuki-Modelle, dann kann die Schau losgehen. Im SJ Samurai de Luxe, 1,3l, 51 kW (70 PS), Injection, mit zuschaltbarem Allradantrieb. Im großzügigen Swift 1,6 GLX, 68 kW (93 PS), 16 Ventile. Im Swift 1,0 GL, 39 kW

(53 PS), oder im eleganten Vitara de Luxe, Cabrio, 1,6l, 59 kW (80 PS), mit zuschaltbarem Allradantrieb. Also, nichts wie hin und hereinspaziert bei Ihrem Suzuki-Vertragshändler.

Suzuki. Anders als alle anderen.

* Außerhalb der gesetzlichen Ladenöffnungszeiten nur Besichtigung, keine Beratung, keine Probefahrt, kein Verkauf.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Arnold Schulz

SUZUKI-Vertragshändler

O-2796 Schwerin-Zippendorf
Einfahrt Lindawerk
Am Hang 7
Telefon 21 32 16



Kultur

Was folgt aus der Vereinigung?

Zu Wolf Lepenies' Publikation „Folgen einer unerhörten Begebenheit“

Dieses Buch ist ein Ärgernis, obwohl es auch positive Seiten hat. Wolf Lepenies nimmt die deutschen Zustände im Jahre zwei nach der Wiedervereinigung unter seine soziologische Lupe. Eine finanzierbare Alternative zur raschen Währungsunion habe es nicht gegeben, schreibt er zu Recht. Eine Konföderation der beiden deutschen Staaten, um den Wiedervereinigungsprozeß schonender zu gestalten, sei weder bezahlbar noch unter den sich tagtäglich verändernden politischen Rahmenbedingungen in Europa legitimierbar gewesen. Treffender als nun der Rektor des Berliner Wissenschaftskollegs hat das Versagen der Intellektuellen in der DDR noch niemand kommentiert, die erst aufbegehren, als es ungefährlich war: „Für unser Land“, so hieß das Manifest der Intellektuellendämmerung in der DDR. Da wollte, in den fünf glorreichen Tagen vom 4. bis zum 9. November 1989, so mancher den Emile Zola spielen. Aber es war, als ob Zola sein 'J'accuse' herausgeschrien hätte, als der Hauptmann Dreyfus bereits rehabilitiert und von der Dritten Republik, die ihn einst verbannte, zum Ritter der Ehrenlegion gemacht worden war“.

Es sei unangebracht, schlußfolgerende Lepenies, sich heute wehleidig an den im Orkus der Geschichte gelandeten zweiten deutschen Staat zu erinnern, der alles andere als ein Paradies war, sondern ein

verbrecherischer Staat. Wer das liest, den verwundert die Konsequenz, die der Verfasser daraus zieht. Der Staatssozialismus sei zwar am Ende, aber Lepenies hält den sozialistischen Antriebe nach wie vor für wichtig, ja sogar für überlebensnotwendig. Die in der gesamten Welt aufbrechenden sozialen Konflikte führten dazu, „über die Notwendigkeit eines Sozialismus im Kapitalismus“ nachzudenken. Hinter der Argumentation des Berliner Soziologen steht implizit ein Mythos, der zur Zeit wieder fröhliche Urständ feiert, der besagt, die Sozialstaatlichkeit der westlichen Demokratien rühre aus der Gegenüberstellung zu den sozialistischen Staaten. Die Sozialstaatsidee hatte sich freilich - nach den Anfängen im 19. Jahrhundert - längst verselbständigt. Der Westen brauchte nicht das sozialistische Gegenbild; er hatte den Sozialgedanken integriert. Fortschritte auf diesem Gebiet waren das Ergebnis innenpolitischer Auseinandersetzungen, keineswegs aber Resultat der Existenz der sozialistischen Staatenwelt.

Auf Mythen trifft der Leser mehrmals in diesem Buch. Die Teilung Deutschlands, heißt es einmal, war der Preis für die NS-Verbrechen. Der historischen Wirklichkeit wird der Autor damit nicht gerecht. Nach dem Zweiten Weltkrieg brach die Anti-Hitler-Koalition auseinander; der Antagonismus zwischen parlamentari-

scher Demokratie und Sowjetsystem wurde, weil der gemeinsame äußere Feind weggefallen war, nun offenbar. Die Siegermächte waren bestrebt, die eigene Einflußsphäre zu sichern. Das Ergebnis war letztlich, da die Sowjets eine Demokratisierung im Ostsektor nicht zuließen, die Teilung Deutschlands.

Was Lepenies dazu bewog, eine Ehrenrettung des DDR-Antifaschismus zu starten, weiß wohl allein der Autor. Er schreibt: „...das vereinte Deutschland könnte eine Gemeinsamkeit der politisch-moralischen Orientierung auch dadurch finden, daß es an den Antifaschismus der frühen DDR anknüpft.“ Für eine parlamentarische Demokratie, ist ihm entgegenzuhalten, kann es wohl nur darum gehen, weder auf dem linken noch auf dem rechten Auge blind zu sein, also sowohl wider den rechten als auch wider den linken Extremismus Position zu beziehen. Antitotalitarismus, nicht ein einseitiger Antikommunismus oder Antifaschismus, dürfte das Gebot der - demokratischen - Stunde sein. Im Übrigen wurden unter dem Deckmantel des Antifaschismus nicht nur ehemalige Nationalsozialisten verfolgt, sondern auch - und vor allem, man denke nur an die sogenannten „Waldheimer Prozesse“ - die Gegner der Kommunisten, unabhängig davon, welcher politischen Partei sie anhängen. Der Nationalsozialismus wurde im zweiten deutschen Staat

weitgehend tabuisiert, so daß der propagierte Antifaschismus zum Ritual verkam. Ob das ein Vorbild für die vereinte Bundesrepublik sein sollte, darf man bezweifeln.

Lepenies bemängelt die Folgenlosigkeit dieser unerhörten Begebenheit genannt Wiedervereinigung. Aber was hätte man denn aus der DDR übernehmen sollen? Ein Großteil der Ostdeutschen hat in den Wahlen des Jahres 1990 den Staat DDR abgewählt und sich für den Beitritt zur Bundesrepublik ausgesprochen. Ist es deshalb aber widersinnig, in dem Moment, in dem 16 Millionen Menschen an der Erfolgsgeschichte der westdeutschen Demokratie teilhaben möchten, die Forderung zu erheben, eine Selbstüberprüfung deutscher Politik durchzuführen? Dieser Staat ist gewiß kein Paradies. Doch sollte die Entwicklung eher dazu animieren, den reformorientierten Weg der Bundesrepublik weiterhin zu beschreiten, als ihre Politik grundlegend zu verändern. Was soll man schon aus der DDR übernehmen? Allenfalls - neben den Kinderkrippen - das DFF-Fernsehballer - und das dürfte mit Sozialismus wenig zu tun haben.

Ralf Altenhof

Wolf Lepenies, Folgen einer unerhörten Begebenheit, Die Deutschen nach der Vereinigung, erschienen in der Reihe Corso, Siedler Verlag, Berlin 1992, 90 Seiten, 20 DM

Derek Walcott

I'm Just A Red Nigger

*I'm just a red nigger who love the sea,
I had a sound colonial education,
I have Dutch, nigger, and English in me,
and either I'm nobody, or I'm a nation.*

Ein roter Neger

*Ein roter Neger, der lieben das Meer,
bin ich, mit echt kolonialem Diplom;
hab holländisch, Nigger und English in mir
bin entweder niemand oder eine Nation.*

Es ist Mode geworden, in den Metropolen von der europäischen Kultur- und Zivilisationsgeschichte nur noch in den negativen Kategorien einer eurozentrischen Anmaßung und Verirrung zu sprechen. Jedes Gestammel einer aus welchen Gründen auch immer untergegangenen, archaischen Kultur, jede neu entdeckte ethnologische Differenz wird als Alternative zur angeblich abgewirtschafteten Moderne Europas selbstanklagend begrüßt und von jeder Kritik freigestellt. Dabei hat die europäische Kultur längst Weltwirkung, selbstverständliche Weltgeltung. Zu ihren Wurzeln gibt es keine Alternative. Jetzt kehrt die europäische Sprache, sich verändernd und erneuernd, fortschreitend aus der sogenannten Dritten Welt zurück nach Europa, wie eine unerbetene Morgengabe.

In diesem Sinne ist die Verleihung des Literatur-Nobelpreises an Derek Walcott keine der üblichen Pflichtreferenzen eines aus schlechtem Gewissen quotierten Dritte Welt Fühlers, sondern eine offensive Entscheidung für die eine Weltpoesie.

Rot und schwarz und weiß - eine Nation von freien Brüdern auf der Erde, entweder diese eine Nation, die auf Homer zurückgreift und spricht, oder verloren. Kein unidentifizierbares Mischmasch, sondern bewußtes Gemeinsames in europäischer Sprachtradition - just a red nigger, das ist so voller swing und Selbstbewußtsein in den Zeiten wütenden Identitäts- und Abgrenzungsgebrabbers, daß einem das Herz überlaufen könnte vor Glück, wegen dieser vier Verse.

Walcott wurde 1930 in Westindien geboren. Er lebt heute in London und Amerika. Er lehrt in Boston kreatives Schreiben. In Deutschland ist von ihm bisher nur ein Gedichtband mit dem Titel „Das Königreich des Sternapfels“, München 1989 im Hanser Verlag in einer Auflage von 2000 Exemplaren erschienen. Es ist vergriffen und soll noch in diesem Monat neu aufgelegt werden.

Auch in Harald Hartungs Anthologie „Luftfracht“ finden sich von ihm Verse. Jetzt wird es sicher bald mehr von ihm zu lesen geben. Ein Grund sich zu freuen.

u.k.

Kalenderblatt

In den fünfziger Jahren gehörte der heute fast vergessene Peter Bamm (Pseudonym für Curt Emmrich) zu den meistgelesenen deutschen Autoren. Sein Erlebnisbericht „Die unsichtbare Flagge“ (1953), in dem er seine Eindrücke als Stabsarzt an der Ostfront während des Zweiten Weltkrieges schildert, wurde ein Welterfolg. Ist dieser, auf Anregung Ortega y Gasset zunächst für den Nordwestdeutschen Rundfunk entstandene Text auch aus elitärer Sicht geschrieben, so ist er dennoch ein eindrucksvolles Antikriegsdokument des großen Humanisten Bamm. „Allen denen zum Gedächtnis, die unter der unsichtbaren Flagge der Humanität ihr Leben dahingegeben haben um der Liebe zu ihrem Nächsten willen“, wie es am Schluß des Buches heißt.

Bamm, am 20. Oktober vor 95 Jahren in Hochneukirch in Sachsen geboren, war eigentlich Chirurg. Um seine Finanzen als Student und später als unbezahlter Assistenzarzt in Berlin-Friedrichshain aufzubessern, beginnt er als 26-jähriger, für die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ in Berlin Feuilletons zu schreiben, die ihm bald einen großen Leserkreis einbrin-

gen. 17 Jahre lang liefert er von da an Woche für Woche gegen eine Honorar von 40, später 60 Mark, eine seiner spritzigen Kurzgeschichten, die später gesammelt unter den Titeln „Die kleine Weltlaternen“ und „Anarchie und Liebe“ herauskommen.

Auch während seiner zahlreichen Reisen, die ihn u.a. nach Paris, London, Rom, Madrid, China und dann als Schiffsarzt auf der „Hindenburg“ um die halbe Welt führen, erscheinen seine Beiträge Woche für Woche. „Dei Größe dieser Welt war es, der ich voll brennender Neugier entgegen fuhr“, erzählt Bamm in seinem Erinnerungsbuch „Eines Menschen Zeit“ (1972), das ebenfalls ein Bestseller wird. Einer seiner berühmtesten Patienten während seiner Tätigkeit als Schiffsarzt war Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, ein seinerzeit bekannter Afrikaforscher, den er während einer Reise nach Kamerun betreute.

Peter Bamm führte eine kleine Praxis am Berliner Wedding, als 1933 die Nationalsozialisten die Macht ergreifen. Nachdem die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ 1933 zeitweise verboten wird und der auf Druck zurückgegangener Chefredakteur Fritz Klein die Wo-

chenschrift „Deutsche Zukunft“ gründet, die sich ebenfalls als Träger der inneren Opposition versteht, schreibt Bamm auch für die. In seinem Erinnerungsbuch schildert er den verbissenen Kampf der zeitungstheoretiker gegen die Gleich-



schaltung durch Goebbels.

Gewiß konnte man mit der „Zwischenzeilentechnik“, wie sie später auch manches Mal in der DDR gehandhabt wurde, nicht viel bewegen, dennoch wurde dies von

den Machhabern als eine Form des Widerstandes erkannt. Das Propagandaministerium beschloß darum im Januar 1940 die Herausgabe einer neuen Wochenzeitung „Das Reich“, in die das Blatt „Deutsche Zukunft“ überführt wurde. Der dringenden Aufforderung zur Mitarbeit konnte Bamm sich durch die Einberufung zur Wehrmacht entziehen.

Als Combattant des „drole de guerre“ (komischer Krieg) in Frankreich und danach als Stabsarzt an der Ostfront hat Bamm den Krieg äußerlich unbeschadet überlebt. Nach Kriegsende gehörte er zur „Gruppe 45“, die unter Leitung Peter von Zahns den Nordwestdeutschen Rundfunk aufbaute. Zum Team gehörten u.a. Axel Eggebrecht, Bruna E. Werner, Jürgen Schüddekopf und Grgor von Rezzori. Bamm gestaltete die Sendung „Streifenlichter der Zeit“, an die sich Ältere gewiß noch erinnern.

Im Vordergrund seiner Bemühungen stand in dieser Zeit der Versuch, „die ästhetischen Formen der Zeit vor 1933“ wiederzubeleben und weiterzuentwickeln. Das Bildungsgut und das Deutsch vieler junger Mitarbeiter ließen nach zwölf Jahren „LTI“

Europäer und Humanist

Am 20. Oktober vor 95 Jahren wurde Peter Bamm geboren

Zwei Neuerscheinungen bei dtv

Zum 25. Todestag am 9. Oktober

Andre Maurois

Das Leben der George Sand
Deutsch von Wilhelm Maria
Lüsberg, Deutscher Taschen-
buch Verlag 10439, 22,80 DM

Immer noch das wichtigste Buch über George Sand, diese großartige und provokative Gestalt der französischen Literatur. Maurois gilt als der Begründer der modernen Roman-Biographie.

Andre Maurois, am 26. Juli 1885 in Elbeuf/Normandie geboren und am 9. Oktober 1967 in Paris gestorben, stammte aus einer jüdischen Industriellenfamilie, studierte Philosophie, arbeitete in der Fabrik seines Vaters, war Soldat und schließlich freier Schriftsteller. Sein Werk ist außerordentlich vielseitig. Er hat

berühmte Werke über Marcel Proust und Victor Hugo geschrieben.

„In Vertretung Victor Hugos verlas Paul Meurice eine Botschaft von ihm: Ich beweine eine Tote und grüße eine Unsterbliche ... Haben wir sie überhaupt verloren? Nein. Solche erhabenen Gestalten verschwinden, aber sie vergehen nicht im Nichts. Im Gegenteil; man könnte fast sagen, daß sie sich erst verwirklichen. In der einen Gestalt werden sie unsichtbar, in der anderen aber sichtbar. Es ist eine erhabene Verklärung. Die menschliche Gestalt ist ein vorübergehendes Versteck. Sie verbirgt das wahre göttliche Antlitz, nämlich die Idee. George Sand war eine Idee; sie hat das Fleisch verlassen und ist nun frei; sie ist tot, und doch lebt sie nun. Patuit dea ...“

Zum 100. Geburtstag am 9. Oktober

Ivo Andric

Die Brücke über die Drina
Eine Wischegrader Chronik,
Roman, Deutsch von Ernst E.
Jonas, Deutscher Taschenbuch
Verlag 10765, 16,80 DM

Dieses wohl berühmteste Werk des Nobelpreisträgers ist ein Stück Weltliteratur. Es will zur Versöhnung beitragen - und erklärt zugleich die tiefen historischen Widersprüche, die das Land der Kroaten und Serben, der Bosniaken und Mazedonier zerreißt.

Ivo Andric, geboren am 9. Oktober 1892 in Dolac bei Travnik/Bosnien, besuchte die Schule in Sarajevo und studierte Philosophie in Zagreb, Wien, Krakau und Graz. Während des Ersten Weltkriegs kam er wegen seiner politischen Tätigkeit gegen Österreich

ins Gefängnis. 1918 wurde er Sekretär der Nationalversammlung in Zagreb. Er promovierte 1923 zum Dr.phil., ging 1924 in den diplomatischen Dienst und vertrat sein Land in Rom, Bukarest, Triest, Genua und Madrid. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war er Gesandter in Berlin. Zunächst am Bodensee interniert, lebte er während der Besetzung Jugoslawiens zurückgezogen in Belgrad und arbeitete an seinen beiden großen Romanen „Wesire und Konsuln“ und „Die Brücke über die Drina“, die erst nach dem Krieg veröffentlicht wurden. 1961 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Er starb am 13. März 1975 in Belgrad.

Von Ivo Andric ist außerdem im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen: Wesire und Konsuln (248)

viel zu wünschen übrig. Das Wort von „P.B.s Fleischwolf“ machte die Runde, wenn er sich ein Manuskript vornahm.

Später arbeitete Bamm, der sich vornehmlich in Bayern und später in Baden-Baden aufhielt, als freier Schriftsteller, getreu der Weisung einer Zigeunerin „Bisharr vill Arbeit - wenig Geld, von jetzt wenig Arbeit - vill Geld“, wie er ironisch anmerkte. Erfolg-

reiche kulturhistorische Reiseberichte wie „Frühe Stätten der Christenheit“ (1955), „An den Küsten des Lichts“ (1961) und „Alexander oder Die Verwandlung der Welt“ (1965) entstehen.

Bis zu seinem Tod am 30. März 1975 in Zürich-Zollikon betrachtete sich der Europäer Bamm als Anwalt der Vernunft. An ihren notwendigen Sieg glaubt er bis zuletzt.
Dorothee Trapp

Neu im Eichborn Verlag

Die Liebe ist eine Himmelsmacht

Elisabeth Ambras

Fernsteuerung. Bettgeschichten.
Die Andere Bibliothek, Eichborn
Verlag, Frankfurt 1992, Ori-
ginalausgabe, 300 Seiten, 40 DM

Schamlose, verrückte, bizarre Geschichten, die sich immer nur um das Eine drehen. „Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, man erzählt mir alles, fast alles, in Zugabteilen, in Kneipen, in Hotelhallen. Man lädt mich ein in entönte Wohnküchen und geschmacklose Boudoirs. Ich höre zu: Ich frage nicht nach, doch wehre ich auch nicht ab. Natürlich gebe ich mich nicht der Illusion hin, als ginge es dabei um die sogenannten Tatsachen. Denn das, was man mir einflüstert hat, ist nicht wiederzuerkennen, wenn es schließlich schwarz auf weiß auf der Seite erscheint - ganz zu schweigen da-

von, was der Leser aus den abstoßenden, wunderbaren, banalen Wächträumen macht, die ich ihm überliefere.“

Das könnte langweilig sein, repetitiv; nur daß Elisabeth Ambras nicht dumm genug ist, um in die Falle der Pornographie zu gehen. Dazu ist sie zu witzig, vielleicht auch zu boshaft. Vor allem aber sieht sie, was dem Pornographen entgeht: die Tragikomödie hinter den Zeremonien der Paarung.

Elisabeth Ambras ist ein Pseudonym. Mein Mann möchte, daß ich auf etwas Rücksicht nehme, daß er seine „gesellschaftliche Position“ nennt. Ich erfülle diese Bitte gern, wenngleich ich nicht sicher bin, was er damit meint. Literatur als Beruf liegt mir fern. Ich bin Amateurin und schreibe zu meinem eigenen Vergnügen, meinem eigenen Verdruß.“

Kultur

Den Deutschen einen Spiegel vorhalten

Am 16. Oktober wird Günter Grass 65 Jahre alt

Die Germanistik-Legende, der heilige Europäer deutscher Nation, der Leipziger Zauberprofessor aller Literaten aus dem Hörbuch 40, Hans Mayer bildet aus Günter Grass, Hubert Fichte, Iwe Johnson und Arno Schmidt das entscheidende Viergestirn der deutschen Literatur nach dem zweiten großen Krieg. Sehr viel mehr an exponierter Stellung ist mit dem Verfassen von belletristisch gedachten Büchern in diesem Lande kaum zu erreichen. Und Günter Grass ist seit Jahren der meistbeachtete deutsche Autor.

1927 in Danzig geboren, Volksschule und Gymnasium in Danzig, Luftwaffenhelfer und Soldat, Verwundung und Lazarettaufenthalt, nach der Kriegsgefangenschaft 1946 Landarbeiter und Arbeiter im einem Kalibergwerk, ab 1947 Steinmetzlehre, von 1948 bis 52 Studium an der Düsseldorfer Kunstakademie bei den Professoren Mages und Pankok, von 1953 bis 56 Schüler des Bildhauers Karl Hartung an der Berliner Hochschule für Bildende Künste - so lesen sich, kurz gerafft, die Anfänge einer nicht gewöhnlichen aber noch unauffälligen Biographie.

Doch schon für das Jahr 1955 ist verzeichnet, was die Einzigartigkeit der Person Günter Grass offensichtlich verdeutlicht: Dritter Preis im Lyrikwettbewerb des Süddeutschen Rundfunks für das Gedicht „Lilien aus Schlaf“, erste Lesung vor der Gruppe 47. Von nun an geht es Schlag auf Schlag. 1956 „Die Vorzüge der Windhühner“, Gedichte und Grafiken, Ausstellung von Plastiken und Grafiken. 1957: Uraufführung des Stückes „Hochwasser“, Uraufführung des Balletts „Stoffreste“, Ausstellung von Plastiken und Grafiken. 1958: Uraufführung des Stückes „Onkel, Onkel“, Preis der Gruppe 47 für „Die Blechtrommel“. 1959: „Die Blechtrommel“ erscheint, Ballett „Fünf Köche“, Theaterstück „Zweiunddreißig Zähne“, Einakter „Noch zehn Minuten bis Buffalo“ und „Beritten hin und zurück“, Bremer Literaturpreis. 1960: „Gleisdreieck“ - Gedichte und Grafiken. Berliner Kritiker-

preis. 1961: Novelle „Katz und Maus“, Theaterstück „Die bösen Köche“. 1962 Französischer Literaturpreis „Le meilleur livre étranger“ für „Die Blechtrommel“ - für das Jahr 1965 steht: Wahlreise für die SPD. Georg-Büchner-Preis.

Inzwischen steht unter dem Namen Günter Grass eine enorme Ansammlung hervorragender Literatur: Die Romane „Hundejahre“, „Örtlich betäubt“, „Aus dem Tagebuch einer Schnecke“, „Der Butt“, „Die Rättin“; Theaterstücke, Reden und Aufsätze, Essays, Gedichte, Erzählungen, da-

zu kommen beständig Zeichnungen, Radierungen und Lithographien.

Lew Kopelew schreibt: „Das Werk von Günter Grass verkörpert eine überraschende Einheit extrem widersprüchlicher, sonst unvereinbarer Gegensätze: Minuziös genaue Darstellung realer Dinge, wissenschaftlich exakte Schilderung historischer Ereignisse verschmelzen mit Märchen, Legenden, Mythen, Fabeln, Gedichten und werden von unbändiger Phantasie zu sonderbaren poetischen Welten um- und neugestaltet.“

1992 erschien „Unkenrufe“, die jüngste Erzählung von Günter Grass.

„...dieses mir vorgeschriebene Paar.“

Am 2. November 1989, Allerseelen und wenige Tage, bevor in Berlin die Mauer „hinfällig“ wird, lernen sie sich auf dem Danziger Markt kennen: Alexander Reschke, Professor für Kunstgeschichte aus Bochum und Spezialist für Grabplatten, und Alexandra Piatkowska, Restauratorin und Fachfrau für Vergoldungen aus Danzig. Bei einem gemeinsamen Friedhofsspaziergang entsteht die Idee zu einer dauerhaften Versöhnung: ein Versöhnungsfriedhof soll eingerichtet werden, auf dem die aus Danzig stammenden Deutschen in ihrer, nun polnischen, Heimat zur letzten Ruhe kommen können. Ein Friedhof ist Grass em ehesten vorstellbar als ein Ort, deutsch-polnische Versöhnung zu manifestieren.

Den Vorhaltungen zweier Töchter des Protagonisten Alexander Reschke, die Idee einer Deutsch-Polnischen Friedhofsgesellschaft sei ein „anachronistischer Heimatkult“ und „nekrophiler Revanchismus“, steht der Erzähler Grass souverän entgegen. Da hat der politische Moralist Günter Grass leichtes Tun, da organisiert er sich ein „Heimspiel“, da entwickelt er seine Skepsis gegenüber vermeintlichen deutschen Tugenden, da offeriert er mit scharfem Sarkasmus deutsche Abgründe, da obsiegt schließlich die harte „Deutschmark“ über polnische Ängste. Das verstörte Verhältnis, die Geschichte zweier benachbarter Nationen mitten im sich öffnenden Europa, alte Lasten und neue Gefahren: Günter Grass bleibt bei seinem Thema.

Seine Sprache hingegen hat sich verändert. „So taktvoll ging es zu.“ Pietistisch fast läßt Grass seine alten Liebenden entstehen. Er erzählt von zwei zueinander gekommenen, verwitweten Heiligenbildchen, - denen ist der Graben nicht zu tief, deren Geschichte scheint einem Menschen Gün-

ter Grass heilig. Leise, zurückhaltend, aufwendig zurückhaltend erzählt er von einem Zutrauen, das es doch gibt in dieser Welt, das zu finden in dieser Welt möglich bleibt.

Da ist nichts drauflos erzählt, das brachte ihm den Vorwurf mangelnder Agilität und Sprachkraft ein, - die Zauberformel doch ist: stille, Zurückhaltung anstrenghende Genauigkeit. Wo es um tiefes Vertrauen geht, um Sehnsüchte, beieinander sein zu können, auch um das sich Zurückziehen vor einer überaus angriffslustigen Welt, geben sprudelnde Fabulierspiele der Geschichte nicht ausreichend Ausdruck. Da geht es feindlich spöttisch zu, da ist auch Ironie am Platze: dem deutschen Kunsthistoriker und Professor, der freilich zielstrebig handeln und Tatsachen schaffen kann, dabei schon immer nur mäßig radikal war, bleiben die Kamelhaarpantoffeln gestattet, die formschöne Stehlampe, die Duscharmatur als Mitbringsel, sich in der Danziger Wohnung beharrlich einzurichten. Hier lebt die polnische Restauratorin, die „rundlich stramm, doch nicht verfettet“ ist und mit Spitze raucht, bei allem etwas beweglicher sein kann, er 62, sie 60 Jahre alt; na bitte: „So sehe ich sie beide: zufriedenen. Ich sehe sie gern so.“ Alexander und Alexandra.

Hier geht es nicht allein um das Wiederfinden einer Heimat, einerseits anhand unverwechselbaren Kindheitserlebens und einer wiedererkennbaren Architektur oder Topographie, andererseits bestattet unter sparsam beschrifteten Grabplatten - die Geschichte erzählt das nach-Hause-kommen in eine Zweisamkeit. „... allerdings muß ich einschränkend sagen, daß Reschke in günstiger, seiner Idee zuträglicher Zeit expandierte, als alles ins Rutschen geriet, die Welt aus den Fugen war und nichts mehr als sicher galt; er jedoch konnte seiner Alexandra gewiß sein.“

Heimat in einer von Fragen ungestörten Selbstverständlichkeit. Hier ist streng formuliert der große Freiheitswunsch: zu lieben und geliebt zu sein. Das gilt es zu behüten, zu verwahren. Das bedarf einer besonderen Mühe. Wer einen solchen Wunsch offenbart, bleibt rigoros gefährdet. Und da hört man auch Unkenrufe.

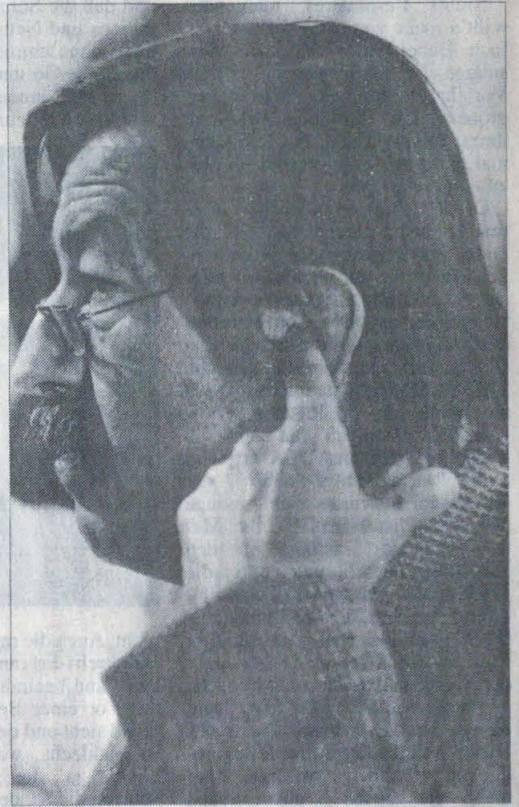


Foto: Hans-Jürgen Wohlfahrt



Günter Grass mit Ehefrau Ute auf einem Fest bei Feltrinelli, Mailand (anlässlich der Preisverleihung des Premio Grinzane Cavour), 1992

Foto: Robert Lebeck

Lob des Unangepaßten

„Der Kaufmann von Venedig“ im Theater Greifswald

Mit seiner ersten Inszenierung in der neuen Spielzeit griff die Greifswalder Bühne am vergangenen Wochenende bewußt auf Shakespeares Geld- und Machtspiel „Der Kaufmann von Venedig“ zurück. In der 1595 entstandenen Komödie sind komische und tragische Elemente aufs engste verwoben. Eine Haupthandlung zeichnet das Bild um den jüdischen Geldverleiher Shylock (Johannes Rhein), welcher dem verhaßten Kaufmann Antonio (Rainer Harder) Geld leiht (womit dieser dem Freunde Bassanio selbstlos hilft). Als Pfand bei Darlehensüberschreitung gilt ein Pfund Fleisch aus dem Körper Antonios. Da dieser durch den Verlust einiger Schiffe zahlungsunfähig ist, besteht der bisher getretene und von der Gesellschaft

ausgestoßene Shylock hartnäckig auf sein Recht und Einlösung des Schuldscheines. Nur die als Rechtsgelehrte maskierte Portia (Gabriele M. Püttner) kann letztlich das Blatt mit juristischen Spiegelfechterien wenden. Shylock ist doppelt geprellt, verliert sein Vermögen, fast sein Leben und muß seinem Glauben abschwören. Parallel dazu wird die Liebesgeschichte von Portia und Bassanio (Harro Korn) erzählt und natürlich nach etlichen Schwierigkeiten zum glücklichen Ende gebracht.

Die Inszenierung von Dieter Wagner will vieles transportieren, vielleicht zu vieles. Da soll das Publikum zum einen amüsant unterhalten werden, die Komödie zum Tragen kommen. Lockerheit ist angesagt, eine Band auf der

Empore spielt jazziges in die zahlreichen Szenenwechsel ein. Die bestimmende Figur des Stückes, Shylock (durchaus interessant von Johannes Rhein gegeben), will in ihrer Andersartigkeit allgemeiner gefaßt sein als in früheren Interpretationen - ein unangepaßter, der seine Identität erhalten möchte, mit allen Mitteln und der am Ende scheitert. So scheint auch beabsichtigt, in das Schauspiel atmosphärisch aktuelle Anklänge einzubringen, z.B. deutsch-deutsches - Shylock als Verkörperung eines Volkes im Zustande des Außenseitertums?

Gerührt werden soll sicher auch an die eklatante Ausländerfeindlichkeit gerade in jüngster Zeit. Nicht zuletzt ist die Greifswalder Inszenierung offenbar auch als hilfloser Hilferuf in eigener Sache zu verstehen. Auf der Bühne sind Teile der Aufbauten und Plätze des Zuschauerraumes nachgebildet (Ausstattung: Edda Colditz) - wahrscheinlich wird dies die letzte Spielzeit für ein Dreisparten-Theater in Greifswald sein, das Geld fehlt. Auch der wohlmeinende Applaus des Premierenpublikums kann daran wohl nichts ändern. Wie sagte doch Hans Berger, der in der Rolle des Dogen an diesem Abend sein 70jähriges Bühnenjubiläum beging: „Es geht noch ein bißchen weiter...“



Szenenfoto der Greifswalder Shakespeare-Inszenierung

Foto: D. Puttkammer

Achim Schade

Mecklenburgisches Staatstheater Schwerin:

Brecht zum letzten?

Wo Kultur stiefmütterlich als Auslaufmodell behandelt wird, verliert das Geld seinen Wert. Und verklärt märchenhafte Äußerungen, sie (die Landesregierung) täte alles für die Jugend und die Kultur im Lande, wie Anfang September im Güstrower Theater zu vernehmen war, kann Berndt Seite sich nur leisten, weil er in Kultusministerin Steffi Schnoor eine Frau neben sich weiß, die auf so plumpe Anmache nicht reinfällt und kalte Vollstreckerqualitäten beweist. Jung, dynamisch und karrierebewußt, wie sie nun mal ist. Das Schweriner Theatervolk hat die Herausforderung angenommen. Am vergangenen Sonntag gestalteten vor völlig überfülltem Haus alle Sparten gemeinsam eine hinreißende Matinee zum Erhalt ihres Theaters. Hervorragend die Rede des Schweriner Theaterkritikers Manfred Zelt, der darin Tradition, Bedeutung und die Notwendigkeit der weiteren Existenz des Theaters benannte. Nach einer bravourösen Schlusszenergie gab es minutenlange Ovationen und „Vorhang auf!“-Rufe. Ein Publikum und sein Theater! Die verantwortlichen Politiker allerdings kamen der, freilich recht kurzfristigen, Einladung zur öffentlichen Podiumsdiskussion nicht nach. Angst und Ignoranz. Hatten sie doch mit großer Sicherheit ein gellendes Pfeifkonzert zu erwarten.

Zwei Tage zuvor kam auf der Schweriner Bühne Brechts „Der gute Mensch von Sezuan“ zur Premiere. Wengleich das Publikum dankbar zum Schlußapplaus ansetzte, die

Hoffnung, agiles, modernes Schauspiel in Schwerin erleben zu dürfen, ging nicht in Erfüllung.

Im Programmheft betont der Regisseur Ingo Waszerka sein Anliegen, die Perversionen dieses noch immer prosperierenden Wirtschaftssystems zu markieren, er hält fest an der Notwendigkeit einer Kapitalismuskritik. Er sucht ein wirksames, direkt politisches Theater. Mit Brechts „Sezuan“-Parabel, 1992 auf einer ostdeutschen Bühne, hat er sich das nicht leicht gemacht. Dieses Stück bietet, entsprechend der Brecht-Formel 'Der Mensch wär lieber gut statt roh, nur die Verhältnisse sind nicht so', lediglich offensichtliche Zusammenhänge. Und es verführt leicht zu einem frühen behavioristischen Denkansatz, der das Verhalten des Einzelnen auf seine Reaktion auf das Umfeld, das Milieu beschränkt. Gerade das Axiom, das Sein bestimmt das Bewußtsein, hat sich als ein kapitaler Fehler des Marxismus erwiesen. Eine „Sezuan“-Inszenierung, die vornehmlich zielt und nicht rückhaltlos die Resultate neuer Erfahrungen und dazugekommenen Wissens ins Spiel bringt, kann die weitaus komplexer gestaltete, gegenwärtige gesellschaftliche Situation nicht anreißen. Damit bleibt Waszerkas ehrlicher Anspruch, aktuell aufklärerisch zu wirken, unerfüllt. Damit verfängt er sich in von Dualismen geprägtem Denken, verläuft er sich in endlosen Einbahnstraßen. Natürlich erzählt er Brechts „... ganz einfache Geschichte: Wenn ein Mensch in bitterer Ar-

mut lebt, unter dem Existenzminimum, sagen wir heute, kann er nicht überleben, ohne gegen den Moralkodex (sei er von Göttern gemacht oder von Menschen) zu verstoßen. Er muß zwangsläufig 'böse' werden, kann nicht sauber, 'gut' bleiben.“ (Waszerka im Programmheft). War das wirklich noch nicht geklärt? Das reicht bestenfalls zur Auffrischung unseres Grundschulwissens, und das dürfen wir später sogar in Zweifel ziehen. Das Spiel schleppt sich hin. An den drei Götterfiguren wird schmerzlich deutlich, wie belebend es sein kann, wenn Regieeinfälle zum Tragen kommen, oder schauspielerisch gekonnte Piecen, wie die von Horst Rehberg glänzend durchgestandene Rolle des Barbiers. Ausdrücklich dankbar darf man Ingo Waszerka sein, Dessaus „Sezuan“-Musik mit Eisler-Liedern angereichert zu haben. Diese Musik allein bringt schon Leben auf die Bühne - vorausgesetzt, sie wird nicht ganz und gar museumsreif musiziert. Wo der Jazz-Gegner Eisler für eine dem Jazz verwandte Besetzung komponiert, beabsichtigt er zwingend eine spezielle, abgründige Wirkung. Diese Wirkung heute zu erreichen, bedarf es einer stilistischen Aktualisierung, einer musikalischen Idee für das Arrangement. Da genügt es eben nicht, nur einfach 'richtig' zu spielen. Man kann es doch getrost den Musikern kommender Jahrhunderte überlassen, Eisler im antiken Gewand vorzuführen und neugierig bleiben auf die kommenden Inszenierungen.

Wolfram Pilz

Umwelt

Achselzucken am Rand des Lochs

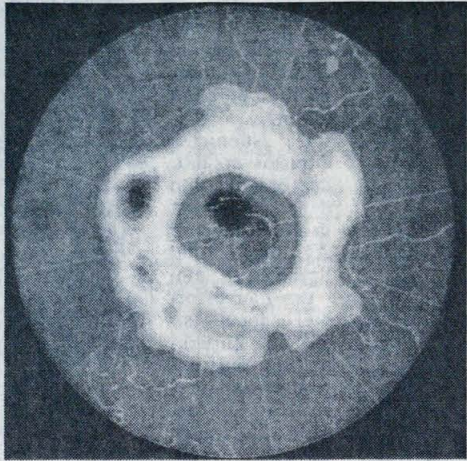
Das Ozonloch wächst, aber die Industrieländer zahlen nicht für den FCKW-Ausstieg

Nichts Besonderes, niemanden reißt's mehr vom Stuhl: das Ozonloch. Dabei hat es sich nach Messungen der NASA gegenüber dem Vorjahr um fünfzehn Prozent vergrößert. Die Meldung bekommt ihren Pflicht-Anteil in Zeitungen, und das war's dann wieder mal bis zum nächsten Jahr.

Die Zahlen fallen allerdings diesmal so beängstigend aus, daß die beiläufige Reaktion der Öffentlichkeit eigentlich nur noch mit irrationalen Verdrängungsmechanismen zu erklären ist: Die Konzentration des schützenden Ozon-Schilds hat sich nun schon auf einer Fläche von 23,5 Millionen Quadratkilometern um mindestens 50 Prozent verringert; das „Ozonloch“ hat damit die doppelte Größe der USA erreicht. Der Ausdünnungs-Schub der Schutzschicht wurde nach Aussage des Max-Planck-Instituts für Meteorologie in Hamburg in den zurückliegenden Monaten durch die gewaltigen Mengen von Schwefeldioxid verstärkt, die bei Vulkanausbrüchen auf den Philippinen und in Chile in die Atmosphäre geschleudert worden sind. Die zerstörerische Wirkung von FCKW's und Bromwerde, so das Institut, durch das Hinzukommen der Schwefelverbindungen erheblich verstärkt. Aber nicht die bösen Vulkane sind schuld, deren Auswurf allein keinerlei für die Ozonschicht unverträgliche Wirkung hat, - es sind die seit Anfang der Sechziger Jahre massiv in der industriellen Produktion, als Kälte- und als Treibmittel verwendeten FCKW-Verbindungen, die der Atmosphäre den Schutzschild wegreißen.

Doch der Südpol, über dem sich das Loch ausgebreitet hat, ist weit

und daß die Sonnenhungrigen Australiens und Neuseelands sich nicht mehr ohne unmittelbare Gefahr für die eigene Gesundheit an ihre Strände trauen können, stört den Durchschnitts-Mitteleuropäer noch lange



Computerdiagramme der Katastrophe: Das Ozonloch über dem Südpol Mitte September. Australien und Südamerika werden davon bereits gestreift.

(Quelle: FR/AP)

nicht. Auch die rapide Zunahme von Hautkrebs-Erkrankungen im eigenen Land beeindruckt nur am Rande: Vor einer Bedrohung, die niemand sieht und riecht und schmeckt, ist schlecht warnen. Außerdem heißt's ja, die Ozon-Katastrophe soll erst die Kinder mit voller Wucht treffen. Wer schreit schon Aua, wenn's noch gar nicht wehtut? Wer empfindet schon mit dem Kopf? Es bleibt halt noch viel Zeit, bis es dann zu spät ist.

Vor diesem Hintergrund versteht sich's leichter, warum niemand Lust hat, bei sich selber anzufangen: Der weltweite FCKW-Ausstieg, erklärte jetzt der Vorsitzende der Klima-Enquete-Kommission, Klaus Lippold

(CDU), sei ebenso notwendig wie machbar. Dazu wäre aber doch die FCKW-freie Bundesrepublik die zwar nicht hinreichende, gleichwohl jedoch notwendige Bedingung. Die aber hat Herr Lippold nicht gefor-

den. Auch im weltweiten großen Ganzen ist's schlecht bestellt um die Bemühungen, das Wachstum des Ozonlochs einzudämmen: Die Industrienationen sind unwillig, finanzielle Opfer zur Ermöglichung des FCKW-Ausstiegs der Dritten Welt auf sich zu nehmen, während die Entwicklungsländer solange nicht vom FCKW lassen wollen, wie die Industrienationen ihnen die Umstellung nicht bezahlen, - schließlich, so ihr Argument, sei ihnen von Firmen der gleichen Nationen die FCKW-Technik ja im Prinzip noch gestern angedreht worden.

Dabei ist es noch nicht langet her, daß sich die Vertreter von 98 Nationen im Juni 1990 in London auf ei-

nen weltweiten FCKW-Ausstieg bis zum Ende des Jahrhunderts verständigt haben: Den Durchbruch brachte damals die Übereinkunft über die Schaffung eines von den Industrieländern getragenen multilateralen Fonds zur Ausstiegs-Finanzierung, an dessen Vergabepolitik Erst- und Dritte-Welt-Länder gleichberechtigt beteiligt sein sollten. Doch die Realisierung des Jahrhundert-Projekts geriet, kaum daß sie angelaufen war, gleich wieder ins Stocken; weder die Weltbank noch die EG-Bürokratie, noch die nationalen Entwicklungs-Ministerien mochten von ihren angestammten Zuständigkeiten lassen. Die Folge: Kaum eine Regierung kam ihren Verpflichtungen aus dem Londoner Vertrag nach, und auch die Deutschen, die zuvor immerhin als einzige in Europa Mittel angewiesen hatten, haben dieses Jahr noch nicht bezahlt.

Gleichzeitig verdienen besonders US-Firmen immer noch gut am Bau weiterer FCKW-Fabriken in Entwicklungsländern. Der Verbrauch von Ozonkillern wächst denn auch in der Dritten Welt unverändert weiter, in China beispielsweise um jährlich zehn Prozent. Und das Ozon-Abkommen, das Abhilfe hätte schaffen können, droht kaum zwei Jahre nach seinem Abschluß zu platzen: Die reichen Länder zahlen nicht, weil die armen Länder mitreden wollen, die armen Länder steigen aus dem Ausstieg aus, weil die reichen Länder nicht zu den vereinbarten Konditionen zahlen - und setzen weiter auf FCKW. Alles ist wieder wie es immer war, und daß es jemals einen Umwelt-Gipfel in Rio de Janeiro gab, beweisen im wesentlichen nur die immensen Kosten, die er verursacht hat. **Michael Will**

Der Müll, die Ministerin und das Sitzfleisch

Der Brand in Schönberg sollte vertuscht werden

Im Schweriner Umweltministerium hat man Schwierigkeiten, die Wahrheit zu sagen: bestenfalls wird sie portionsweise abgeliefert, zur Hälfte im ersten Versuch, um dann - mitunter am selben Tag - eine Zusatz-Lieferung von vielleicht einem weiteren Viertel oder Fünftel zu präsentieren, wodurch die Teilmenge abgelieferter Wahrheit zwar gesteigert wird, aber dennoch penetrant und offensichtlich unterhalb der hundert Prozent bleibt. Probleme mit der Wahrheit hat man im gelben Palast an der Schloßstraße immer dann, wenn irgendwas im eigenen Zuständigkeitsbereich zum Himmel stinkt, meistens Müll.

Und wenn der stinkende Müll dann auch noch in Brand gerät, überspringt der Wahrheits-Anteil der vom Umweltministerium angebotenen Informationen nur noch selten die Fünf-Prozent-Marke.

Vorletzte Woche gab's allerdings einen selbst für die konkurrenzlosen Verhältnisse des Hauses Uhlmann herausragenden Fall zu melden: Am 23. September hat das Ministerium zwei „Presseinformation“ überschriebene Mitteilungen zum Brand auf der Mülldeponie Schönberg herausgegeben. Darin stand zu lesen:

- auf der Deponie sei ausschließlich Hausmüll in Brand geraten;
- der Brand habe lediglich eine Fläche von 300 qm erfaßt;
- die sofort durchgeführten Immissions-Messungen hätten keinerlei gesundheitliche Gefährdung der Bevölkerung ergeben;
- auch die kommunalen Dienststellen des benachbarten Lübeck seien unverzüglich unterrichtet worden.

Tage später stellte sich im Zuge der polizeilichen Ermittlungen heraus, daß sämtliche „Informatio-

nen“, die das Umweltministerium in Sachen Deponie-Brand an die Presse gegeben hat, vollinhaltlich falsch waren:

- auf der Deponie hat nicht nur Haus-, sondern auch Sperrmüll gebrannt;
- gebrannt hat es nicht auf 300 qm, sondern auf rund 10 000 qm;
- die sofort eingeleiteten Maßnahmen konnten nur deshalb keine Gefährdung von Menschen und Umwelt ergeben, weil es im Land Mecklenburg-Vorpommern die zur Messung beispielsweise von Dioxinen erforderlichen Techniken überhaupt nicht gibt (so die Aussage der ermittelnden Polizei);
- die nach Angaben des Ministeriums unverzüglich unterrichteten Lübecker Stellen haben vom Brand nicht durch die Schweriner Verantwortlichen, sondern durch Anrufe besorgter Lübecker Bürger erfahren.

Im Klartext: Frau Uhlmann und Herr Conrad haben der Öffentlichkeit nichts als faustdicke Lügen aufgetischt. Das ist für sich genommen schon ein außerhalb der umweltpolitischen Null-Zone Mecklenburg-Vorpommern schwer vorstellbarer Skandal.

Wenn es aber wirklich stimmen sollte, daß es in jenem Land, das eine der größten Mülldeponien überhaupt ihr eigen nennt, keine geeigneten Vorkehrungen gibt, das sich im Brandfall und bei Erhitung bildende Super-Gift Dioxin nachzuweisen, müßte man schlicht am Vorstand der politisch Verantwortlichen zweifeln.

Will Frau Uhlmann nicht vielleicht doch ab - sagen wir - übermorgen was anderes machen? Etwas, was ihren Fähigkeiten entspricht? Sie hat jetzt lange genug gezeigt, daß sie's nicht kann. Die oder der Nächste, bitte. **m.w.**

Vor die weiche Wand gelaufen

Die EG-Umwelt-Projektförderung steht im Schatten der Wirtschaft

Daß die Europäische Gemeinschaft eigentlich doch (noch) eine Wirtschafts-Gemeinschaft ist, erweist sich mit großer Stetigkeit und Regelmäßigkeit beim Umweltschutz: Zwar gibt es hochmögliche Förderprogramme für „Umweltschutzmaßnahmen“, doch fehlt es klar an einer konkreten Überprüfung des Sinngehalts der jeweiligen Förderung und des Projektverlaufs.

Besonders groteske Blüten treibt die (Fehl-) Förderpraxis dann, wenn in strukturschwachen Regionen der Gemeinschaft EG-Maßnahmen mit einander widersprechenden Zielen gebündelt werden: So hat die Brüsseler Generaldirektion für Fischerei Fischfabriken in Lagunen entlang der italienischen Mittelmeerküste finanziert, während gleichzeitig die Generaldirektion Umwelt Gelder für Maßnahmen zum Schutz des gleichen Gebietes vor jeglichem Eingriff zur Verfügung stellte.

Koordination von Projektförderung liegt in Brüssel besonders auffällig dann im argen, wenn Umweltbelange dabei eine Rolle spielen - oder eben, weit häufiger, kaum eine Rolle spielen. Das ist der Grundtenor einer Studie des Europäischen Rechnungshofes, der zufolge es erhebliche Koordinationsprobleme zwischen den einzelnen mit Förderprogrammen

behafteten Arbeitsbereichen der Gemeinschaft gibt. Angesichts des ohnehin schon institutionell schwachen Stands der Umweltpolitik innerhalb der EG-Bürokratie wirkt sich das besonders zu Lasten ökologischer Belange aus.

Das Desinteresse auf der Kommissars-Ebene und die freundliche Zerstretheit der Bürokraten lassen Versuche zu effizienterer Förderung von Öko-Projekten und zu wirksamer Überprüfung der Umweltverträglichkeit von Vorhaben immer wieder vor die weiche Wand laufen.

Hotel-Bauten aus Öko-Mitteln fallen da ebenso wenig aus dem

Rahmen wie die Finanzierung einer großflächigen Industrie-Ansiedlung mitten in einem Trinkwasserschutzgebiet in Sachsen-Anhalt, ohne daß das Unternehmen Anlagen zur Entsorgung des Abwassers und von anfallendem Giftmüll nachweisen konnte.

Da, wo es am wichtigsten wäre, auf die Vermeidung ökologischer Fehlentwicklungen zu achten, klotzt die EG am chaotischsten drauflos: Für die strukturschwachen Regionen, zu denen ja auch der deutsche Osten zählt, scheint die Losung „Not kennt kein Gebot“ zu gelten.

Hotel-Bauten aus Öko-Mitteln fallen da ebenso wenig aus dem

Rahmen wie die Finanzierung einer großflächigen Industrie-Ansiedlung mitten in einem Trinkwasserschutzgebiet in Sachsen-Anhalt, ohne daß das Unternehmen Anlagen zur Entsorgung des Abwassers und von anfallendem Giftmüll nachweisen konnte.

Da, wo es am wichtigsten wäre, auf die Vermeidung ökologischer Fehlentwicklungen zu achten, klotzt die EG am chaotischsten drauflos: Für die strukturschwachen Regionen, zu denen ja auch der deutsche Osten zählt, scheint die Losung „Not kennt kein Gebot“ zu gelten.

Margit Grasner

Geplante Naturparks in Gefahr

Jochen Lamp, Projektleiter für Ostsee-Schutz beim World Wildlife Fund for Nature in Stralsund, warnt vor Gefahren für die fünf geplanten Naturparks in Mecklenburg-Vorpommern. Lamp befürchtet, daß „die Naturparks den lokalen Interessen geopfert werden“.

Anlaß zur Sorge geben die Pläne der Umweltministerin Dr. Petra Uhlmann, die Verwaltung der Gebiete den Kreisen zu überlassen statt, wie ursprünglich vorgesehen, der Nationalpark-Behörde.

Wie problematisch eine solche

Lösung ist, zeigt das Beispiel westdeutscher Naturparks: die Gebiete werden auf Druck der Gemeinden in erster Linie touristisch erschlossen.

Geplant sind Naturparks auf Rügen, dem Feldberg, in Usedom, der Nossentiner-Schwinzer Heide und im Elbetal. Die Gebiete liegen in historisch gewachsenen Kulturlandschaften, „wie man sie sich abwechslungsreicher nicht vorstellen kann“, so Ulrich Meßner von der Nationalpark-Verwaltung Müritzsee. **f.m.**

Urlaub in Portugal-Westalgarve

Ferienwohnungen für 2-5 Personen ganzjährig zu vermieten.

Birgit Herbers · Dieter Lorenz

8670 Aljezur · Telefon 00 351 82 9 84 59

Anfragen schriftlich an:

Mecklenburger Aufbruch - Anzeigenannahme

Puschkinstraße 19 · O-2750 Schwerin

Papierbedarf & Bücher · Inh. Sabine Angrick

Schreibkästchen

Mecklenburgstr. 32 · Tel. 8 38 12 · O-2750 Schwerin

MECKLENBURGER
AUFBRUCH

Ihr
leistungsstarker
Werbepartner
für die ganze
Region.

Rufen Sie an:
Schwerin
8 33 88

Junge Verkäuferin sucht neue Tätigkeit, auch artfremd. H. Jung, Berg- u. Talstr. 1, O-2421 Dorf Reppenhagen

Plattensee Ferienhsr. hntel. Tel. W-09563/1436

H. Paetzel

2418 Ratzeburg
Max-Planck-Straße
☎ 04541/5776



FAHRRÄDER FÜR DIE GANZE FAMILIE
Probefahren
Kauf ohne Risiko
Leistungsfähige
Fachwerkstatt



Der große
Babyausstatter
auf 700 m²
Betriebsfläche

- Riesige Auswahl an Kinder- und Sportwagen in 80 verschiedenen Farben
- Tolles Möbelangebot
- Schneeanzüge und Winterjacken ab DM 39,90

Schwerin-Friedrichsthal · Lärchenallee 32
B 104 Richtung Gadebusch
Mo.-Fr., 9-18.30 · Do., -20.30 · Sa., 9-14 · Ig. Sa. -16 Uhr
Parkplatz vorm Haus

Werbung = Erfolg

Sanitätshaus Schubje GmbH

- Orthopädie-Technik -

- Reha-Technik
- Bandagen
- Prothesen
- Orthesen
- Fußeinlagen
- Gummistrümpfe
- Stomaversorgung

O-2754 Schwerin · Lübecker Straße 9
Telefon/Fax 86 45 18

O-2794 Schwerin · Hamburger Allee 130
Telefon 21 51 92

Haben Sie Fragen zu Ihrer Rentenversicherung?

Fachleute der

- Bundesversicherungsanstalt für Angestellte (BFA)
- Landesversicherungsanstalt (LVA)

antworten auf der Informations- und Verkaufsausstellung
Handelspunkt in Schwerin -
Auf der Jägerwiese
vom 17. bis 25. Oktober 1992
täglich von 10.00 bis 18.00 Uhr
in Halle 1

Wir geben Ihnen kostenlose Auskünfte über die gesetzliche Rentenversicherung unter besonderer Berücksichtigung der Regelungen in den neuen Bundesländern.



Bundesversicherungsanstalt für Angestellte
Berlin-Wilmersdorf, Ruhrstraße 2
Postanschrift: Postfach, W-1000 Berlin 88



Landesversicherungsanstalt Mecklenburg-Vorpommern
Neustrelitzer Straße 120
O-2000 Neubrandenburg

Vermischtes

Einsteigen beim Mitfahren

Für viele gilt die Fahrgemeinschaft im Berufsverkehr noch immer als bemerkenswerte Ausnahmescheinung. Dabei sprechen die Zahlen für sich: Eine Vierer-Fahrgemeinschaft mit einem Anfahrtsweg von 20 km hat am Jahresende pro Kopf ca. 700 DM für Kraftstoff, Verschleißkosten etc. weniger ausgegeben als vier „Solisten“ am Steuer.

So weit, so gut. Doch was kann man tun, um eine Fahrgemeinschaft ins Leben zu rufen? In großen Firmen ist das kein Problem. Hängen Sie einfach eine entsprechende Anfrage ans „Schwarze Brett“ und beschreiben Sie Ihren täglichen Fahrweg. Kleinbetriebe bieten darüber hinaus die Möglichkeit, das Thema im Kollegenkreis direkt zur Sprache zu bringen.

Vielleicht ist das Interesse an einer solchen Fahrgemeinschaft größer als Sie denken. Bei der enormen Ersparnis und dem deutlichen Beitrag zum Umweltschutz lohnen sich sogar kleine Umwege. Das gilt natürlich auch für den privaten Bekanntenkreis. Das Bundesumweltministerium empfiehlt: Rechnen Sie sich doch einmal aus, welcher Betrag sich pro Jahr einsparen läßt, und zeigen Sie potentiellen Mitfahrern das Ergebnis. Selbstverständlich lohnen sich auch kleinere Fahrgemeinschaften, denn jedes Auto weniger ist ein Mehr für die Umwelt.

MA beißt an ...

Maggi - immer eine gute Suppe

Getreu dem Vorsatz: Warum denn in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah. Wir bleiben heute zu Hause.

Nein, wir kochen nicht selbst, denn wir sind modern, haben keine Lust, am Herd zu stehen. Oder welche Gründe es auch immer geben mag. Wir haben uns im Supermarkt - oder der „Kaufhalle“ wie der gigantische Tante Emma-Laden im Osten immer noch heißt - mit Fertigmüsl eingedeckt. In der praktischen Plaste(ik)-Portionsschale findet der/die hungerrige Büroangestellte, die/der des Kochens müde Hausfrau/mann, der/die/das Single, der/die Strohvitwe/r, was auch immer er/sie/es zur Atmung sucht.

Nun schmeckt es natürlich nicht wie bei Mutttern/Vatern zu Haus, warum auch? Aber zwischen der Boulette mit Fritten, immer dem gleich scheußlich schmeckenden Grillhähnchen und unserem Fertigmüsl stehen Welten.

Bloß vor den Genuß haben die Götter den Schweiß gesetzt. Wie wärmt man das Ding? Es gibt eine moderne Variante, die Mikrowelle. Nun wird nicht gleich jede/r zum Kauf einer solchen schreiten, nur weil er/sie einmal so eine Schale probieren möchte. Auch gibt es manche/n VerfechterIn der Annahme, die Mikrowelle verkörpere Böses. Für die Konservativen im Lande bietet der/die HerstellerIn die Erwärmung via Kochkopf - also doch kochen, ein bißchen.

Nach diesen Vorbereitungen: Guten Appetit Ihr modernen Menschen!

Ambiente: Je nach dem
Küche: So la la
Bedienung: Sei gut zu Dir
Preis-Leistung: o.k.

C. Doose

P.S. Weil wir heute eine so moderne Küche bieten, haben wir die patriarchalische Sprache kurzzeitig abgelegt.

Walther Maria Huempel, Dichter der Einheit

Gedächtnisveranstaltung für den größten Boltenhagener

Wer in Boltenhagen kennt heute noch Walther Maria Huempel? Fast niemand. Die größten Söhne kleiner Dörfer oder auch Ostseebäder geraten eben nicht selten zuerst in Vergessenheit. Da heißen Straßen nach irgendwelchen Bürgermeistern, wo doch die Bürger Boltenhagens, ohne dessen freilich gewahr zu sein, längst in Huempel ihren Meister gefunden haben, und das schon vor so langer Zeit. Nicht einmal ein einziges der Boltenhagener Tretboote heißt heute Huempel. Keiner denkt mehr der Marotten des „Dichters der Einheit“, wie Kuno Freese ihn schon 1957 genannt hat, - das Tretboot war ihm Gleiches - oder doch immerhin Vergleichbares - wie Johnson die Eisenbahn.

Schon als Bub war er wieder und wieder hinausgefahren auf die Ostsee, fasziniert vom „Pedalkampf im Naß“, immer gehüllt in den unverwechselbaren huempelschen Konfirmanden-Anzug. Und draußen war er dann aufgestanden, zu „besingen das Boot, nicht die See“. Das war für ihn der „Aus-Tritt aus der kleinen Miefewelt von Boltenhagen“. Keine Heimkehr gab's ohne ein draußen, im „Angesicht des qualigen Aus“ verfertigtes Gedicht, aber Heimkehr gab's, immerhin, wenn auch angstvolle, - zu den Mitschülern, die ihn hänselten („Hümpeln“ nannten sie sein verqueres Dichten auf See), zu den Lehrern, die ihn verkannten („Huempel bohrt Löcher in den Tisch“ steht als Eintrag in einem Klassenbuch von 1932 zu lesen), zu den Eltern, die ihn piesackten, weil er nie Geschirr wusch, und wenn, es in seiner Zerstreutheit nicht selten am Steinboden der heimischen Küche zerschellen ließ.

Dann kamen die Nazis - und mit ihnen ein Kulturbanausentum, unter dem Huempel anders litt als andere: „Ich hab' Angst vor Braun“ ist ein prophetischer Achtzeiler von 1928 getitelt, in dem der junge Dichter fordert: „Braun ist die Stinkefarb“, da hüte sich das Volk“. Da blieb dem verkrachten Gymnasiasten, der vor der Farbe der Bewegung warnte, nur die Flucht: 1935 verließ Huempel seine Heimat bei Nacht und Nebel und per Tretboot, gegen den braunen Ungeist noch von der offenen See her anschimpfend. Und alle dachten fälschlich, der Dichter sei in den Wogen der tosenden Ostsee versunken; denn sie hatte kurz nach Huempels Start zu tosen be-

gonnen, wie um die Zurückgebliebenen zu verwünschen.

Aber Huempel war „des schweren Lebens noch nicht müde“, wie er der Mutter im Winter 1938 in Gedicht-Form aus dem irischen Exil schrieb. „Viel Trinklieder, und viel Trinken. Kummer treibt's rein“, konstatierte er zwei Jahre

dann kam die deutsche Teilung, die Huempel tiefer traf als andere: „Dies topfeb'ne Land/mit Hügeln wie Mädchenbrüste/und Windmühlen drauf/kann nicht sein/ohne Lübeck“ schrieb er 1952 und fiel prompt in Ungnade. Huempel tröstete sich notdürftig mit sich selbst: „So lang ich meinen Trieb noch hab'/lieg' ich noch nicht im dunk'len Grab“, orakelte er 1959.

Der Mauerbau selber traf den Dichter weit weniger als das damit verbundene Verbot des Tretbootfahrens auf der Ostsee: „Kein Tritt hinaus/aus Tristehaus/da geh' ich fort/von solchem Ort“. Auf welchen Wegen Huempel 1963 schließlich Boltenhagen ein zweites Mal verlassen hat, ist bis heute ungeklärt. Seine Spur verlor sich nach einer letzten, zweitägigen Tretboot-Fahrt auf dem Bodensee, für die er siebzig Mark Strafe zahlen mußte, wovon sein Zweizeiler kündet: „Viel Nachgebühr/für solche Kür“. Das letzte

Lebenszeichen von ihm war zugleich seine Todes-Botschaft: Huempel starb 1969 nach jahrelanger Schreibhemmung („Die glatte See/beleidigt meinen/aufgewühlten Sinn/dem nichts mehr/will entspringen“) einsam in Papeete auf Tahiti.

Nun hat der ambitionierte, kleine Darmstädter Zurstel-Verlag das Gesamtwerk Huempels erstmals aufgelegt. Zum Gedächtnis des Dichters soll am 25. Oktober eine Literaten-Tretboot-Fahrt von Travemünde nach Boltenhagen stattfinden. Verlagslektor Schmied-Berdecke will die strampelnden Autoren von der eigens angemieteten Hochsee-Jacht Erich Honeckers aus mit Huempel-Texten aus dem Tretboot-Zyklus beschallen, um so dem „von den Kollegen geschnittenen Dichter späte Genußung zu schaffen“. Die Reaktion der eingeladenen Autoren ist unterschiedlich; wie es heißt, hat Wolf Biermann wissen lassen, daß er nur fährt, „wenn kein Arschloch dabei ist“. Gerhard Zwerenz will nur antreten, wenn „der Biermann nicht wieder einen Vorsprung kriegt“. Und Martin Walser hat offenbar nasse Füße bekommen und abgesagt. Merkwürdig, wo er doch am Bodensee lebt und sich mit Tretbooten auskennen mußte.

Waldemar Schlegel



Huempel an Bord der „Queen Elizabeth II“ auf dem Weg nach Tahiti. Foto: Huempel-Archiv

später in einer „Dubliner Bierhahn“ getitelten Ballade. Und so sollte es den ganzen Krieg über bleiben. Huempel trank viel und dichtete wenig. Heinrich Mann soll 1944 über ihn gesagt haben: „Der Mann schreibt, was er denkt, auch wenn das nicht viel ist“.

Das war der ganze Widerhall auf seine im gleichen Jahr in ein paar selbstgefertigten Durchschlägen herausgebrachte Gedichtsammlung „Egal was ist, ich bin“. Und Huempel „war“, er lebte und liebte und drehte dem „eingebraunten“ Mecklenburg aus so manchem Dubliner Bett eine lange Nase. Oft ließ er sich von Fergie, seinem „rothaarig' Gift“, hinausrudern auf die Irische See - und kehrte unruhig zurück. Wie gern hätte er seine Schreibhemmung gegen eine Trinkhemmung getauscht: „Versteigt ist/der Fluß der Worte“, konstatierte er, als in Europa die Waffen schwiegen. Alles in ihm rief nach Heimkehr, Huempel suchte das ferne Boltenhagen im nahen Dublin, - vergebens.

1946 dann die fulminante Rückkunft: Kaum wieder daheim im „vom Braunmaß befreiten“ Boltenhagen, verlas er vom sogleich bestiegenen Tretboot aus sein Manifest: „Schreibt Gedichte über Sein und Bewußtsein und darüber, wie beides zusammenhängt“. Die SED hätschelte ihn fortan. Aber

Forum

Ich frage mich ...

Die anhaltende Unzufriedenheit in Deutschland - ist sie einzig nur das Produkt der mißglückten Einheit? Was (meint man) wäre denn eine geglückte Einheit? Nicht nur Arbeit, Wohnung und mehr Geld ... sondern „Wohlstand für alle“? Ja, was ist denn das? Mehr als genug zu haben ...

Also Arbeit und gar nicht so sehr die geteilte Nation, sondern die Unerfülltheit unserer Lebensansprüche Probleme.

Nur im Wohlstand fühlen wir uns so richtig wohl, wollüstig nehmen wir alles in Kauf - und?

Hat sich schon einmal jemand gefragt, ob HiFi, TV, Video, Südsee-Urlaub überhaupt das Ziel seiner Träume sind?

Ja? Warum fühlt er sich dann noch unzufrieden, unglücklich, unmöglich, unerfüllt?

Warum muß es dann immer noch mehr sein und ständig erneuert werden?

Muß man mit einer solchen Lebenseinstellung nicht unzufrieden sein, da man gar nicht alles besitzen kann?

Es sollte hier kein asketisches Leben gepredigt, aber an ein maßvolles erinnert werden.

Es ist wieder an der Zeit, zu überlegen, was man wirklich braucht. Wir leben in einer Gesellschaft der Superlative: das Meiste, das Beste, das Neueste - nur das zählt und darf existieren. Doch auch das Neue ist morgen schon alt - und damit nicht mehr existenzbe-

rechtigt. Und wie mit den Dingen, so wird auch mit den Menschen verfahren: heute ist dir der Arbeitsplatz sicher, sobald du aber (natürlicherweise) nachläßt, bist du unwert. So beherrscht uns die Angst vor Verlust und eigener Vergänglichkeit - sie erzeugt eine Aggressivität, die Ausdruck unserer Todesfurcht ist und sich in all unseren Handlungen äußert - wir stehen ständig in Gefechtsbereitschaft, alles, was wir lieben, zu verteidigen.

Nun sehen wir unseren Wohlstand, unsere Sicherheit schwinden, die Angst weicht und erzeugt diese Aggressivität, die sich gegen etwas Äußeres richten muß, wenn sie nicht nach innen losgehen soll. Und da kommen uns ja die Asylanten bereitwillig entgegen - als Sündenböcke, nicht wahr?! Versucht nur, die Einwanderer aufzuhalten, ihr werdet sehen, das wird euch nicht sicherer machen: denn im Prinzip hat jeder Angst vor dem, der weniger als er selbst hat, weil ja die Gefahr besteht, daß man etwas abgeben müßte.

„Wohlstand für alle“ kann es nicht geben. Es geht jedem nur um den eigenen Wohlstand (notwendigerweise auf Kosten anderer) und es kommt wieder zu Konflikten, da die meisten diese Lebenseinstellung teilen.

Solang das das Einzige ist, was wir teilen, wird sich an unserer Unzufriedenheit nichts ändern.

Katherina Paesch

Oh, diese Wessis!

Warum Sie ausgerechnet den Artikel „Ein Wessi bei den Osis“ in der Sonderausgabe zum Tag der deutschen Einheit brachten, darüber habe ich mir den Kopf zerbrochen. Erst war ich so wütend, daß ich am liebsten in der Redaktion aufgetaucht wäre, aber wie das immer so ist: Die Wut legt sich nach einer Nacht. Dennoch denke ich, soll der Artikel nicht ohne Antwort bleiben.

Ich lebe seit einem Jahr „zwischen den Welten“, sprich: ich habe bei den Osis keine Arbeit gefunden, aber bei den Wessis. So reise ich jede Woche aus Mecklenburg nach Bremen. Anfangs fiel mir die Umstellung sehr schwer, aber bekanntlich ist der Mensch ja ein Gewohnheitstier.

Die Wessis haben so ihre Tücken. Ich nenne da nur die immer wieder durchbrechende Arroganz. Ich finde es demütigend, daß sie meinen, wir hätten überhaupt noch nicht gelebt. Sie tun gerne so, als hätten sie die Weisheit mit Löffeln gefressen. Wenn man aber eine Weile still beobachtet, dann merkt man ziemlich schnell, daß sie oft sehr dick auftragen. Sie buckeln vor dem Chef. Anpassung wird auch im Westen groß geschrieben. Sie tun mir manchmal fast leid. Es muß anstrengend sein, immer so auf den Putz zu hauen.

Natürlich haben sie mehr gesehen von der Welt als wir, aber meist waren sie nur unterwegs,

weil das eben dazu gehört. Die Mehrzahl der Weltenbummler haben sich auf Grand Canaria auch nur ihre Würstchen geleistet. Überhaupt der schöne Schein: Gerne gibt sich der Wessi als ein Großverdiener, lebt auf großem gepumptem Fuß. Die dicken Autos, die er sich eigentlich nicht leisten kann, gehören der Bank, er trägt Klamotten, die überhaupt nicht zu ihm passen, macht jede Mode mit, weil er sonst aus dem doch sehr engen gesellschaftlichen Rahmen fällt.

Über unsere Neubauwohnungen wird gerne gewitzelt, bei uns sei alles spießbürgerlich und kleinkariert. Erstens gibt es im Westen genauso viele Spießbürger wie im Osten, ähnlich scheußliche Neubauviertel auch, selbst die Eigenheime zeigen in den seltensten Fällen Individualität. Alles ist so wie es der Nachbar auch hat, bloß eben in Anpassung an die jeweilige Kaste.

Ich finde es abgeschmackt, daß der Ostdeutsche verkürzt wird auf einen Linksfahrer und Jammerlappen. Dem Wessi sollte der Spiegel vorgehalten werden, vielleicht wird er dann ein bißchen stiller. Aber davon sind wir weit entfernt. Manchmal hab ich das Gefühl, daß uns der Schneid abgekauft werden soll. Der Ossi hat eine revolutionäre Tat vollbracht, nicht der Wessi. Den geht es nun bloß an den Geldbeutel, das macht ihn vernutzt. I.B.

Mein wunderbarer Alltag

Schon seit Jahren habe ich innerhalb des Wochenendes eine ganz bestimmte Stunde reserviert, die ausschließlich der Arbeit an meiner Aphorismensammlung dient. Bislang umfaßt dieses Werk zwar nur einen prägnanten Halbsatz, der obendrein alle sieben Tage modifiziert wird; wenn das Ding jedoch einmal stehen sollte - mir schwebt da eine bewußt aggressive Kreuzung aus Wilhelm Busch, Emile Cioran, Georg Christoph Lichtenberg und Karl Kraus vor - dann wird das DER definitive Aphorismus, so eine Art Pit-Bull unter den Denk-sprüchen. Wie gesagt, ich bin noch nicht soweit, aber das liegt nicht nur an dem elitären Konzept dieses Vorhabens.



Rainer Brandenburg

Unter der Woche kann ich dieses hochkarätige Projekt ohnehin vergessen, weil dann entweder das Sirenengeheul der Lieferanten für das AK St. Georg oder langgezogene Hupkonzerte von zugeparkten Verkehrsteilnehmern durch die Doppelfenster dringen. Die sogenannten Nacht- oder Ruhe-

stunden sind für einen sensiblen und ruhebedürftigen Schriftsteller mit Wohnsitz in der Langen Reihe ebenfalls für die Katz, weil sich dann alle geschlechtsreifen Männer aus Lüneburg, Winsen an der Luhe und Pinneberg, die im Besitz eines gültigen Führerscheins und einer nicht allzu blöden Ausrede für die Daheimgebliebenen sind, wie die Lemminge in den Freierkreisel einreihen, der Nacht für Nacht zwischen Sechslingspforte und Hauptbahnhof vibriert.

Aus der Vogel-beziehungsweise Balkonperspektive sieht dieser licht-

scheue und zudem völlig desorientierte Blechlwurm wie ein pupertäres Vorspiel zu dem richtigen Autobahnstau aus. Analog zu den Übungsplätzen für angehende Autofahrer sollte man vielleicht in den Fahrschulen von Hamburgs Umland Straßenstrichsimulatoren installieren, in denen die Reaktionszeit beim Anblick eines neonfarbenen Minirocks oder der gestraffte Tarifdialog bei heruntergekurbeltem Seitenfenster verbessert wird.

Wenigstens die Nachtfahrt im ersten Gang (nicht unter fünf Stunden!) sollte für die brunnftigen Automobilisten aus der Provinz obligatorisch sein. (An dieser Stelle einen herzlichen Gruß an die wackere Dame, deren Balkonblumen kürzlich beim Umtopfen zufällig auf einer der Kühlerhauben dieser nächtlichen Nutzensafari galandet sind! Was wollte ich jetzt eigentlich noch... Ach ja! Mein Hyperaphorismus und die Ruhestörung. Also, neuerdings boomt wieder der lautstarke Autokorso nach Hochzeiten, aber davon erzähle ich das nächste Mal.

Anzeige

SHODA

Autoservice Brüsewitz

Skoda-Haupthändler

- Neuwagen und Gebrauchtwagen
- Reparaturservice typenoffen
- Abschleppdienst
- Mietwagen
- Karosserie mit Richtbank
- Lackierung
- Werkstatersatzfahrzeug (29,- DM, 50 Km frei)

Gewerbegebiet Brüsewitz - O-2711 Brüsewitz

Telefon Schwerin 46 60 12
Telefax Schwerin 46 60 56

Reise

Es ist nicht zu übersehen: Die „Nordländer“ zieht es nach dem Süden. Und wie es sich zeigte, fast zu allen Jahreszeiten. Ich mache da keine Ausnahme. Mir ging es dabei aber keineswegs darum, nach jahrzehntelanger Zwangsabstinenz endlich auch einmal die fast völlig eingedeckten und überfrequentierten Sonnenstrände an den Küsten Spaniens, Portugals oder Frankreichs kennenzulernen. Und mich zog es auch nicht nach den Kanarischen oder Mittelmeer-Inseln, um nach strapaziösen Tagen oder gar Wochen daheim stolzgeschwellt davon berichten zu können. Nein. Was mir vorschwebte, war ein erholsamer Urlaubsaufenthalt ohne Touristenschwemme, bei dem man neuem Land und neuen Menschen nach freiem Entschluß und eigenem Bedürfnis (und preiswert dazu) begegnen kann.

Gibt es ein Stückchen Erde im Sonnenteil Europas, das solchen Wunschvorstellungen entspricht? Die Prospekt- und Angebotsflut einschlägiger Reisebüros bestätigte meine Zweifel. Zudem lag mir bei weitem nichts daran, mich nachts und viele Stunden lang in einem (wenn auch) gepolsterten Sitz eines Reisebusses quer durch Mitteleuropa schütteln zu lassen. Mich selbstmotorisiert in „Neuland“ zu begeben und dabei auch unterwegs nach Belieben zu rasten, nach eigenem Gutdünken vorbeiziehende Landschaften zu betrachten und damit letztlich eine Erlebnisfahrt von Anfang bis Ende eigenwillig zu gestalten, danach suchte ich. Was ich fand und in knapp zwei Wochen erlebte, dazu möchte ich den interessierten Leser hier einladen.

Der Zufall wollte es, daß mir aus Bekanntenkreis ein schmales

Zwischen Schnee und Blütenfeldern

Von einem Sonnenurlaub in den Dolomiten Südtirols

Heftechen in die Hände kam und schnell meine vollste Aufmerksamkeit fand. IM NATURPARK DAHEIM, hieß es da. BILDER AUS IHREN TRÄUMEN. Und



Blick auf Völs, im Hintergrund der Schlern

gemeint waren die Dolomiten, die norditalienische Region Südtirol, insbesondere Völs am Schlern. Bei allen Abstrichen, die sicherlich angebracht sind, machten die folgenden Beschreibungen neugierig:

Wo der Zwiebelturm fast unbemerkt den blauen Himmel zu berühren scheint, wo hölzerne Zäune ein einmaliges Stück Natur gliedern und zusammenhalten - das ist Völs. Ein Traum und doch Wirklichkeit. Ruhe, grüne Matten und Haine, Naturlandschaft in unglaublicher Vielfalt und Menschen, die von dieser Umgebung geprägt sind. Der Naturpark Schlern: Eine Welt wie von Zauberhand geschaffen. Ein Pflanzenmeer wie nirgends sonst in den Dolomiten. Ein Fußbad im Gebirgsbach, eine Schwitzkur am Berghang, eine Genußtour im Fels. Hier gibt es das alles und für jeden, der sich in der Natur wohlfühlen möchte.

Und in einem durchaus seriösen Reiseführer liest es sich so: Südtirol, die Berge und Täler der Dolomiten, diese Land-

schaften südlich des Alpenhauptkammes zählen wegen ihres milden Klimas, ihrer Naturschönheiten, ihres seit Jahrhunderten überlieferten Brauchtums wie auch ih-

re Fahrtunterbrechung notwendig. Nach 48 Kilometern auf der A7 empfiehlt es sich, die Autobahn in Richtung Gmunden am Traunsee zu verlassen und erst am folgenden Tag seine Reise fortzusetzen. Die herrliche Landschaft rund um den Traunsee entschädigt für die Unterbrechung.

Auf der A7, nach kurzer Zufahrt von Gmunden, ging die Fahrt weiter bis Salzburg. Wie schon eingangs erwähnt, wollte ich so weit wie nur möglich die Autobahnen vermeiden, und deshalb verließ ich bei Salzburg die A7 und fuhr auf der E60 wiederum durch eine herrliche, abwechslungsreiche Voralpenlandschaft über Bad Reichenhall, Lofer, St. Johann, Wörgl auf die A12, bei Innsbruck auf die zum Brenner führende A13. Wer auf eine Übernachtung in Gmunden verzichtet hat, findet spätestens hier nach Überfahren der beeindruckenden Europabrücke nach wenigen Kilometern in Schönberg im Stubaital eine Vielfalt von angenehmen Quartieren.

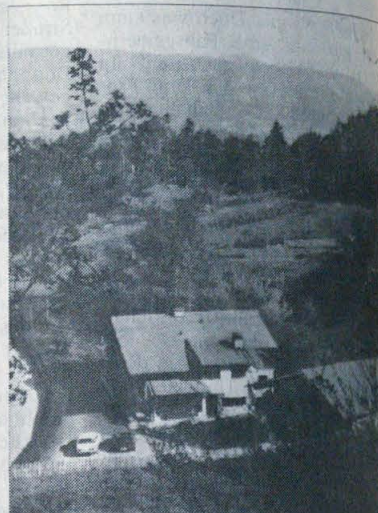
Hinauf zum Brennerpaß sind es dann noch etwa 25 Kilometer. Nach Passieren der großangelegten Maudstelle geht die Fahrt flott voran. Nun empfiehlt es sich aber, die nach Rom führende Autobahn nicht bis zur südtiroler Provinzhauptstadt Bozen zu befahren, sondern sie nach 18 Kilometern bei Sterzing (Vipiteno) zu verlassen. Das reduziert zum einen spürbar die unumgängliche Mautgebühr und verspricht andererseits eine unvergeßliche Weiterfahrt gen Süden. Auf der hervorragend ausgebauten Verbindungsstraße 182 geht es vorbei an Brixen (Bressanone) bis zur Abfahrt nach Kastelruth. Beeindruckend auf dieser Route entlang der Autobahn, wie einmal oberhalb, dann wieder unterhalb der eigenen Fahrstrecke die Autokavalkade dahinsauert und dabei oftmals in Tunnelleinfahrten verschwindet, die jeweils mit einer kleinen Überdachung aus dem Bergfels herausragen. Das aber sind nur Momenteneindrücke, denn die überwiegenden Taldurchfahrten und auch die gelegentlichen Straßenanstiege eröffnen eine wechselvolle Gebirgslandschaft, die schon allein deshalb zu langsamen Dahinrollen veranlaßt.

Bald ist das Ziel erreicht. Bei Waidbruck führt uns der Weg in etwa 10 bis 14 prozentiger Steigung über Kastelruth und Seis nach dem rund 900 Meter hoch gelegenen Völs am Schlern. Eine

rustikal eingerichtete Familienpension in sonniger Lage ist für die kommende Zeit der Ausgangspunkt eines erholsamen Aufenthalts in freundlicher Atmosphäre. Urlaub in Völs, das bedeutet die gute Bergluft genießen, sich richtig ausspannen. Und das ist zu allen Jahreszeiten möglich: im Frühling auf den zahlreichen Wanderwegen und bei Ausflügen in die weitere Umgebung, im Sommer beim Baden im Völser Weiher oder im Freibad, beim Tennisspielen oder Reiten, und im Winter bei Skilaufen, Rodeln, Eislaufen oder Eisstockschießen.

Nach Bekanntschaft mit der nahen Umgebung und ersten Kontakten mit den freundlichen, liebenswerten Einheimischen sollte man einen Ausflug nicht versäumen: den Besuch der Seiser Alm. Bis Seis (1004 m) sind es auf gut ausgebauter Straße unterhalb der Felsabstürze des Schlerns (Monte Sciliar, 2564 m), etwa 15 Kilometer. Schon der wegen seines ausgeglichenen Klimas beliebte Luftkurort lädt zum Verweilen ein. Der Weg zur Seiser Alm (Alpe de Siüsi, 2005 m) ist dann schon beschwerlicher, mit dem Auto jedoch leicht

zu erreichen. Vor einem breiten sich eine etwa 60 qkm große Hochfläche aus, die von den Gipfeln des Rosengartens (Catinaccio, 3004 m), des Langkofels und des Schlerns umgeben ist. Bis weit in den Sommer sind die gewaltigen Felsgebilde mit Schnee bedeckt und stehen in einem unvergleichlichen Kontrast zu den mit Blumen übersäten Wiesen. Im Winter ein ausgezeichnetes Skigebiet mit zahlreichen Sportanlagen und Ski-Schlepplifts, hinterläßt

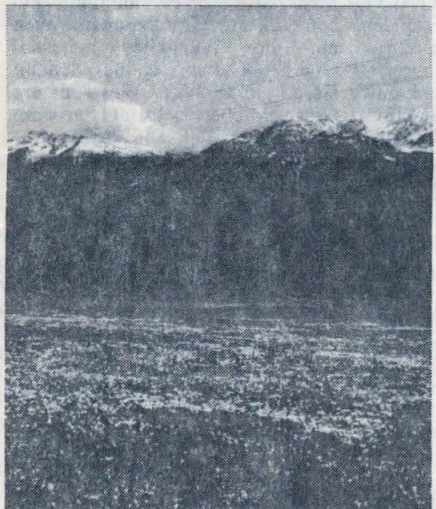


Eine der zahlreichen Familienpensionen, die in und um Völs angenehmen Aufenthalt bieten

diese überwältigende Landschaft in den anderen Jahreszeiten mit seiner reichen alpinen Flora bleibende Eindrücke.



Blick von der noch schneebedeckten Seiser Alm



Eine der ungezählten Krokuswiesen in den Dolomiten

MECKLENBURGER AUFBRUCH

Mit Ihnen geht es weiter!

Auf unseren Aufruf, neue Leser zu gewinnen, haben erfreulicherweise sehr viele reagiert. Dafür unser Dank!

Dennoch:

Unterstützen Sie den Mecklenburger Aufbruch.

Werben Sie neue Abonnenten!

Die Redaktion

Ich abonniere den Mecklenburger Aufbruch

Name/Vorname _____
 Straße/Hausnummer _____
 PLZ/Wohnort _____
 Telefon _____

Der Preis schließt die Zustellgebühr ein. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn es nicht 6 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

		(vierzehntäglich)	(wöchentlich) *
Zahlungsweise:	<input type="checkbox"/> Ich wähle das Abo für	25,- DM	50,- DM
	<input type="checkbox"/> Ich wähle das Förder-Abo für	40,- DM	80,- DM
	<input type="checkbox"/> Ich wähle das Sonder-Förder-Abo für	100,- DM	200,- DM
	<input type="checkbox"/> Gegen Rechnung (bitte keine Vorauszahlung leisten, Rechnung abwarten).		
	<input type="checkbox"/> Bequem und bargeldlos durch Bankabbuchung.		

* Wir streben an, sobald als möglich, wieder wöchentlich zu erscheinen, ab dann gilt die zweite Rubrik.

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____
 Bankinstitut _____
 Name/Unterschrift _____

Meine Widerrufsgarantie: Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach Bestellung schriftlich widerrufen kann. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs (Datum des Poststempels) an Mecklenburger Aufbruch, Leser-Service, Puschkinstraße 19, O-2750 Schwerin.

Ich bestätige dies mit meiner 2. Unterschrift _____
 Bestellcoupon ausschneiden und im Briefumschlag senden an:
 Mecklenburger Aufbruch, Leser-Service, Puschkinstraße 19, O-2750 Schwerin

Schnupper-Abo 10mal Mecklenburger Aufbruch für nur 10 DM incl. Versand

Ich möchte den Mecklenburger Aufbruch 10mal geliefert bekommen.

Name/Vorname _____
 Straße/Hausnummer _____
 PLZ/Wohnort _____
 Telefon _____

Der Preis schließt die wöchentliche Zustellgebühr ein.

Gewünschte Zahlungsweise:	<input type="checkbox"/> Ich lege 10 DM in Briefmarken bei.
	<input type="checkbox"/> Ich lege 10 DM in bar bei.
	<input type="checkbox"/> Ich lege einen Verrechnungsscheck über 10 DM bei.

Name/Unterschrift _____

Das Abo endet nach einem Vierteljahr, sollte von Ihnen keine Abbestellung bei uns vorliegen, geht Ihr Abonnement automatisch in ein Normal-Abo über.

Meine Widerrufsgarantie: Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach Bestellung schriftlich widerrufen kann. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs (Datum des Poststempels) an:

Mecklenburger Aufbruch, Leser-Service, Puschkinstraße 19, O-2750 Schwerin.

Ich bestätige dies mit meiner 2. Unterschrift _____
 Bestellcoupon ausschneiden und im Briefumschlag senden an:
 Mecklenburger Aufbruch, Leser-Service, Puschkinstraße 19, O-2750 Schwerin

